Lenau
Briefe an Kronfeld

Zur
königl. Bibliothek zu [illegible].

I
338

M hg(b) 43

Lindners Briefe

an

Sternfelden.

K. B. STUDIEN BIBL. IN PASSAU

1788.

Staatl. Bibliothek Passau

Erster Brief.

Als der Postknecht zum zweitenmal blies, Sie Sich nun aus meinen und Amaliens Armen mit Gewalt loswanden, nach der Thür zueilten, und auf uns noch mit thränenden Augen zurüksahen, — lieber Sternfeld, in diesem Augenblik weiß ich nicht, was aus mir geworden ist! Wie betäubt stand ich da. Nur dumpf hörte ich das Raßeln Ihres Wagens. Ich wolte nachlaufen, um wenigstens noch das Hinterteil desselben zu sehen, und ich sezte doch keinen Fuß von der Stelle. Lange schwebte mir Ihr liebevolles Bild an dem Orte, wo Sie zum leztenmal auf uns zurükblikten,

vor Augen. — Amalie, meine gute Schwester, hatte sich aufs Faulbette hingeworfen, und bedekte das Gesicht mit ihrem weißen Tuche. Ich trat näher zu ihr, und fragte, was sie mache? Plözlich, wie aus einem ängstlichen Traume, fuhr sie auf. Furchtsam durchliefen ihre Augen in Geschwindigkeit den ganzen Gartensal. „Ist er fort? „sprach sie. Dank dem Himmel! Nun bin „ich ruhig.„

Was denken Sie, lieber Sternfeld, von dieser unerwarteten Ruhe? Seit der Zeit benezt keine Thräne ihre Wangen. Nach gethaner Arbeit schließt sie sich in ihr Zimmer, oder sie geht im einsamen Garten mit einem Buche auf und ab spaziren. Oefnet Jemand die Thür, dann erschrikt sie, als wenn sie etwas Böses begangen habe. Inständigst bat sie mich, daß ich Ihrer mit keinem Worte gegen sie erwähnen möchte. Dies ist auch die Ursache, warum ich ihr den Brief, den Sie uns von dem Dörfchen an der Landstrase schrieben, noch nicht gezeigt habe.

Die

Die lustigen Bauernköpfe in der Schenke müßen mit Ihrem traurig-niederhängenden Gesichte bis zum Erbarmen abgestochen haben. Das zügellose Lärmen und Toben, das an solchen Oertern gewöhnlich ist, klang unfehlbar Ihren Ohren, wie Trompetenschall in einem Siechhauße. Das Leichenbegängnis eines Freundes oder einer Geliebten wäre Ihnen ohne Zweifel willkommener gewesen. Auch ich hätte an dem Tage Ihrer Abreise lieber einem Sterbenden zurufen, als mich mit dem unbesonnenen G. unterhalten mögen. Ganz allein saß ich Abends auf meiner Stube, und war so sehr in Ihre liebenswürdige Person, und die schönen Auftritte unsers vergangenen Lebens vertieft, daß ich vergessen hatte, Licht bringen zu lassen. Es war so still und dunkel, wie um Mitternacht. — Auf einmal polterte etwas schreklich die Treppe herauf. Ich war eben im Begrif, Mörder und Diebe zu schreien, als sich die Thür von einem Ende bis zum andern öfnete, und der tolle G., mit meinem leuchtenden Bedienten hin-

ter sich her, nach ein paar luftigen Springen — vor mir stand. Diese schleunige Veränderung erschütterte mein Gemüt so sehr, daß ich eine ganze Weile sprachlos war. Voll von Stadneuigkeiten und kleinen Anekdötchen bemerkte er nicht einmal meine Bestürzung. Er fuhr, wie ein Wetterstral, in der Stube herum. Eben wolte ich ihm sein unanständiges Betragen verweisen, als er mit dem Sporn an dem Vorhange hängen blieb, denselben mit aller Gewalt herabriß, und die Länge lang in die Stube fiel. — Hierüber kam mir ein so herzliches Lachen an, daß es mich von einer Ecke in die andere trieb, und zulezt auf den Lehnstuhl warf.

Ich habe oft bemerkt, daß ich bei großer Betrübnis zu heftigem Lachen am reizbarsten war. Der auffallende Abstand zwischen einem traurigen und lächerlichen Vorfall ist wol hievon die Ursache. Ein großer Mann erscheint uns um so größer, je kleiner derjenige ist, der neben ihm steht. Das Phisi-

sche und Moralische beruht in diesem Falle, wie in Mehreren, auf Einem Grunde.

Eben da ich dieses schreibe, tritt Malchen ins Zimmer. Ich sehe sie in dem vor mir hängenden Spiegel. Sie geht auf und ab, und kömt mir immer näher, unfelbar um zu sehen, ob ich an Sie schreibe? Hätte sie mich nicht gebeten, Ihrer mit keinem Worte zu erwähnen, so wolte ich das gute Mädchen bald aus der Verlegenheit ziehen. Nun bereüet sie vielleicht, daß sie zu übereilt mit ihrer Bitte gewesen ist. Ich bedaure sie herzlich. Gern wolte ich ihr Ihren Brief vorlesen; ich fürchte aber, daß sie mit mir einen kleinen freündschaftlichen Zank anfängt, so sehnlich sie auch wünscht, daß ich gegen ihre Bitte handeln möge. — Jezt fragt sie mich, ob meine Geschäfte nicht gestatteten, daß ich ihr eine Stelle aus einem Buche erklärte? Ob heüte die Post nach S. gehe? Ob ich mit derselben einen Brief ablaufen lassen wolle? — Lieber Sternfeld, ich kan es nicht mehr abhalten, ich muß ihr

sagen, daß ich Ihren Brief beantworte. — Es ist geschehen. Ich habe es ihr gesagt. Wissen Sie, wie sie sich dabei betrug? Sie that lächelnd böße, schlug mich mit der Strik-nadel auf den Mund, und lief zum Zimmer hinaus. Wenn ich recht sehe, muß sie bald wiederkommen.

So ein zweideutiges Ding ist der Mensch! Ich, ich lache in der äussersten Betrübnis über den hingestolperten S. so sehr, daß ich in den Lehnstuhl falle, und meine Schwester möchte herzlich gern Ihren Brief lesen, und thut, als wenn sie ihn nicht lesen möge. Sie weiß, daß ich merke, wohin ihre Fragen abzielen, und doch stellt sie sich, als wenn sie es nicht wisse, und scheint sich fast selbst hievon zu überzeugen.

Malchen war schon wieder da. Sie erkundigte sich aufs genaueste nach allem, was Sie angeht, that hundert Fragen, ohne auf jede eine Antwort zu erwarten, las Ihren Brief wol zehnmal durch, und — wenn mich

der

der Spiegel nicht betriegt — küßte sie denselben hinter mir recht kräftig. Nun ist das ganze Verbot aufgehoben. Ja, ich fürchte, daß sie mich in Zukunft um Mehreres fragen wird, als ich beantworten kan. Urteilen Sie hieraus, wie sehr das gute Mädchen Ihre Freündin ist! doch kan sie es nicht mehr seyn, als ich bin

Ihr

Freünd
L.

Zweiter Brief.

Ihr ehrlicher Schattenriß, bester Sternfeld, ist das einzige Bildchen in meinem grünen Zimmer. Er hängt unterm Spiegel über dem Schreibtische. Diese kleinen, wichtigen Umstände sage ich mit Fleiß, um Ihnen meine freundschaftlichen Empfindungen desto sinnlicher zu machen; denn es kömmt viel darauf an, daß man weiß, wie es um den abwesenden Freünd her aus-

sieht. — Lange stehe ich oft vor dem Bildchen, und sehe es mit innigem Entzükken an. Wenn ich ungefär in den Spiegel blicke, finde ich zu meinem größten Vergnügen, wie liebreich sich dieses sanfte Gefül auf meinem Gesichte ausdrükt. Da ist keiner Ihrer Züge, den ich nicht, wie der gewissenhafteste Phisiognom, mit der fleißigsten Aufmerksamkeit beobachte. So schwarz auch Ihr Gesicht ist, so sieht doch aus den tiefgesunkenen Augenbraunen der forschende Geist hervor, der mir oft die verworrensten Dinge erklärte. Trift es zugleich, daß ich einen Brief von Ihnen erhalte, und zwar Einen, wie den lezten, wo Sie auf dem Wege nach S. so herzlich an mich dachten: dann ist meine Freude vollkommen, und ich vergesse fast darüber, daß Sie abwesend sind. Verzeihen Sie mir diesen Ausdruk!

Der liebe Gott meint es mit uns Menschen wirklich besser, als wir es verdienen. Dieses habe ich in vielen Fällen zu meiner größten Beschämung bemerkt. Als Sie fortgefa-

gefaren waren, und ich nun mit etwas kälterm Blute überlegte, wie mir in Zukunft alles, auch die besten Gesellschaften, ohne Sie leer und geschmaklos seyn würden, da stiegen murrende Gedanken wider Gott in mir auf. Ich konte nicht begreifen, warum Er mich des unschuldigen Vergnügens, das ich in Ihrem lehrreichen Umgange genoß, beraubt habe; konte oder wolte nicht einsehen, warum er mir einen so guten Menschen, wie Sie sind, der mich oft auf den Pfad der Tugend zurükgeführt, von der Seite genommen habe? Und nun wir kaum einige Tage getrennt sind, schenkt Er mir für mein ungestümmes Betragen Ihre lieben Briefe, die Ihre Reisegeschichte meiner Einbildungskraft mit so lebendigen Farben vormalen, daß ich mich Ihnen gegenwärtig glaube. Ja, Freünd, ich saß im Geiste neben Ihnen im Wagen, als Sie beim Anbruch der Sonne von R. ausfuren. Tief aus der Ferne schimmerte mir die fromme Dorfkirche mit dem stralenden Thurmknopfe entgegen. Ich sah den stillen Fluß sich durch

die frischen, färbigen Fruchtfelder bis ans Gebirge hinschlängeln; sah hie und da in der weiten Ebene sein blitzendes Gewässer, das einzelnen Seen glich, und zum Hauptflusse nicht mehr zu gehören schien. So schmieden Gelehrte funkelneue Sisteme, die manches Selenauge verblenden, und bei genauerer Betrachtung doch die Alten zur Urquelle haben.

Nach Ihrer Beschreibung scheint der Herr v. G , der früh vor Ihrem Wagen hinritt, ein menschenfreundlicher Mann zu seyn Dies läßt sich wenigstens aus seinem zuthätigen Betragen, und den liebreichen Gesichtern seiner Halbbürger schliessen. Ich beneide unsere wirklichen und sogenanten Großen fast um nichts, als daß sie mehr Mittel und Gelegenheit haben, ihren Nebenmenschen Gutes zu thun, als wir. Wenn sie doch dieses unschäzbare Glük in seinem völligen Umfange erkänten, oder — welches noch besser wäre — fühlten! denn unter Erkennen und Fühlen ist noch ein grosser Unterschied

schied. Der Mensch, welcher wahres Gefül, nicht kindische Empfindelei, hat, steht am Rande der Ausübung, und wird, wenn ihm der elende Gegenstand in die Sinne fällt, seine hilfreiche Hand nicht versagen, unterdessen der kalte Erkenner, der die ihm obliegenden Pflichten der Reihe nach herzuzälen weiß, Armselige vor seinen Augen sterben sieht. Der größte Reichthum von Kentnissen ohne Ausübung durch That oder Lehre ist Nichts. Ich erinnere mich noch einer Zeit, da ich von der Gleichheit der Menschen, im eigentlichen Verstande genommen, so vollkommen überzeugt war, als jezt; aber ich fülte sie nicht. Dies machte, daß ich, wenigstens äusserlich, goldenen Schurken und faulen Dummköpfen mehr Achtung erwies, als einem ehrlichen, vernünftigen Manne ohne Stand und Vermögen, und daß ich Großen meine Gesinnungen nicht so ungeschminkt heraussagte, als ich es nach meiner Pflicht hätte thun sollen.

Lieber Sternfeld, zeigen Sie diese Stelle nicht jedermann ohne Unterschied, und vielleicht nicht einmal dem Herrn v. G.! Man würde mich für einen Pflichtvergessenen ausschreien, der nicht verdiene, ein Amt im Staate zu begleiten. Ich erkenne mich schuldig; wer weiß aber, ob nicht Leute, die nur Wolfahrt des Staats, Treue und Pflicht im Munde führen, und mir diesen Fehler so hoch anrechnen, schuldiger sind, als ich, und wol gar verdienen, öffentlich gebrandmarkt zu werden? Die, welche es für leicht halten, seine Pflicht, als Mensch oder Diener des Staats, unter allen Umständen zu erfüllen, erkennen sie entweder nicht, oder thun das Gegentheil von dem, was sie erkennen.

Große, die den sauern Schweis ihrer Unterthanen in prächtigen Schauspielen, bei glänzenden Opernprinzeßinnen, in kostspilligen Gärten, und menschenfressenden, lächerlichen Kriegen verschwenden, fülen die Wolfahrt des Staats nicht, wenn gleich ihre

Verordnungen bis zum Eckel davon sprechen. Was denken Sie von einem Hausvater, der die durch harte Arbeit seiner Frau und Kinder erworbenen Güter in fremden Ländern verschwelgt? Lachen Sie ihm nicht ins Gesicht, wenn er von Vaterliebe spricht? — Und klingt denn dieses bei einem Großen weniger lächerlich? Doch, lachen Sie nicht! Ich bitte Sie um des Himmels Willen, lachen sie nicht! Der Mann ist groß und mächtig. Unterthanen müssen gehorchen, müssen die ungerechtesten Handlungen ihrer Obern loben, oder wenigstens — schweigen. Thun sie dieses nicht: dann tritt das Strafrecht ein. Wo wolte es zulezt hinkommen, wenn jeder ungestraft lachen dürfte? Das würde ein allgemeines Gelächter geben, das man von Provinz zu Provinz hörte. Es würde das Schreien einer Menge theuerer Verschnittenen, Trompeten, Pauken und Kanonen übertäuben. Wird denn der Staat nicht eben so gut regirt, wenn der größte Mann im Lande abwesend, als wenn er gegenwärtig ist? Wenden Sie ja nicht ein, daß

daß man auf diese Art keinen Regirer brauche! Das ist das Verbrechen der beleidigten Majestät. Sie waren wol so unschuldig, daß Sie dieses nicht einmal wußten, und mancher Große ist so schuldig, daß er viele Verbrechen für erlaubt hält. Ich gebe gern zu, daß Unterthanen denjenigen dulten müssen, der den Namen eines Regenten nicht verdient. Dies gehört zur menschlichen Unvollkommenheit. Aufwiegler müssen auch hart gestraft werden, wenn sie gleich die Warheit und gerechte Sache auf ihrer Seite haben; denn Aufwiegelung selbst ist Verbrechen. Nur muß man das Strafrecht nicht zum Mittel machen, seine ungerechten und schändlichen Handlungen desto freier begehen zu können.

Unterthanen sind größten Teils gut und willig, wie die Schäflein. Ein mittelmäsiger Regent wird von ihnen geliebt und angebetet. Was konte Herr v. G. weniger thun, als daß er seinen Halbbürgern freundlich zunikte, mit ihnen sprach, und höchstens

ihnen

ihnen guten Rath erteilte? Dafür verbreitete sich eine liebreiche Freundlichkeit über ihre Gesichter, und sie vergaßen ganze Wochen, die sie unter harter Arbeit hingelebt hatten. Ist er für sein gutmütiges Zunicken nicht hinlänglich entschädigt? Wenn aber der Herr v. G. es bei dieser Leutseligkeit bewenden liesse, auf Kosten seiner Unterthanen treflich äße und tränke, sich die theuersten Vergnügungen erlaubte, und für ihr Wohl nicht arbeitete, oder sie wol gar an den Bettelstab schwelgte: dann wäre er nichts, als ein feiner Lügner und Betrüger. Wie würde er Einen seiner Unterthanen bestrafen, der, als Vormund, seine Pflegbefohlenen auf diese Art behandelte! Es ist eine elende, abgedroschene und sträfliche Politik, wenn man den Unterthanen gnädigst erlaubt, frei ins Schauspiel, auf den Bal und in die prächtigen Gärten zu gehen, daß sie auf einige Stunden ihre Noth vergessen und schweigen. Dies gibt ihnen überdem Gelegenheit, müßig zu gehen, sich mit ihres Gleichen oder Vornehmern zu messen, ihre

Armut

Armut in Puzzerei und schöne Kleider zu verstecken, Geld zu verthun, und endlich Schulden zu machen.

Es gibt Große, die das Elend und den Wohlstand ihrer Unterthanen, wie die Summe Geldes, betrachten, die in ihrem Lande im Umlaufe ist. Elend ist nun einmal in der Welt. Ob es dieser oder jener füle, und auf was Art es auf den andren übergehe? das ist ihnen Einerlei. Genug daß ihre Kassen alle Jare richtig gefüllt werden. Wenn durch Nachläßigkeit, Mangel an Kentnissen, übermäsige Lustbarkeiten oder kindische Eroberungsbegierde ein oder mehrere Unterthanen, mit oder ohne Verlust ihres Lebens, zu Grunde gehen, dann dünken sie sich Gott ähnlich, der hier ein Schif durch den Donner zerschmettern, dort ein Land durch Erdbeben versinken läßt. Sie bedenken nicht, daß das, was zur Erhaltung des Ganzen nothwendig ist, auch zugleich zum Besten jedes dem Anschein nach leidenden Teils abzwecken muß, und daß

einge-

eingeschränkte Geschöpfe hierin Gott nicht nachahmen können. Möchten doch diese Herren nur Eine Woche leiden, was ihre bedrängten Unterthanen vielleicht die ganze Zeit ihres Lebens ausstehen! dann sollte ihre Gottheit und Philosophei eine erbärmliche Figur machen. Haben sie auch zu Zeiten Gefül für solche Armselige, so wird es bald durch eine neue Art von Lustbarkeit erstikt, und nun gehen Jare hin, ehe es eben trift, daß ihr Herz dem Mitleiden wieder offensteht. So viele Arme und Kranke, im harten Winter, oben auf dem durchlöcherten Boden, in einem schlechten Bettchen, beim jammernden Geschrei hungeriger Kinder — diese sollten die Herren sehen, die an der leckerhaften Tafel, im weichen Bette, bei immer gefülltem Beutel und im abwechselnden Taumel von Vergnügen nur Philosophen sind! dann würden sie nicht mehr die Regungen des Gewissens und der Menschlichkeit für Wirkungen der Milzsucht halten.

Malchen hat mich um eine gute Feder, Dinte und recht feines Papier gebeten. Nun sizt sie schon einige Abende in ihrem Zimmer, und schreibt und schreibt so geschäftig, wie der fleisigste Kanzlist. Nur trift es manchesmal, daß ihre blauen Augen im Spiegel hängen bleiben; dann bessert sie geschwind an ihren Haaren aus, sezt den weissen Huth zu recht, oder stekt ein Bändchen an. Da ich vermuthe, daß sie Ihnen schreibt, und auch wegen Ihnen — so weit Sie auch von ihr entfernt sind — den Kopfpuz in Ordnung gebracht hat: so werden Sie ihr diesen kleinen Leichtsinn verzeihen, und das Zwischenspiel unfehlbar für schöner, als das Hauptspiel, halten. Ich küsse Ihren lieben Schattenriß und bin

Ihr

Freund
L.

Dritter Brief.

Meinen lezten Brief schloß ich mit Malchen, und den Gegenwärtigen will ich wieder mit ihr anfangen. Vielleicht ist dieses Ihnen lieber, als wenn ich mit Kaisern und Königen anhöbe. — Es war noch so dunkel, daß ich nicht einmal Ihren lieben Schattenriß unterm Spiegel erkennen konte, als Malchen heute früh mit leisen, leisen Schritten in meine Kammer trat, und mich fragte, ob ich nicht mit ihr an das Buchenwäldchen, das wir so oft in Ihrer angenemen Gesellschaft besucht hätten, spaziren wollte? Kaum hörte ich Sternfelden, als ich sogleich aufsprang, mich ankleidete, und mit ihr dahinging.

Nicht lange zuvor war ein sanfter Gewitterregen gefallen, der die drückende Hitze abgekült, und den erstickenden Staub auf dem Felde gelöscht hatte. Noch rollte dumpf der ferne Donner im dunkelblauen Gewölke

des westlichen Himmels, und schien zu zürnen, daß über die Gegend, wo er unlängst ein so schreckliches Gepolter erhoben hatte, nun sich eine feierliche Stille verbreiten solte. Auch zeigten die zerrissenen, hie und da zerstreuten Wolken noch traurige Spuren von der vergangenen Verwüstung. Wie in einen leichten Schleier gehüllt sah die allmälich emporsteigende Sonne über den äussersten Rand unsers Gesichtskreisses, und verkündigte eben hierdurch einen schönern Tag, als wenn sie feuerroth ihre brennenden Stralen auf uns herabgeschossen hätte. So verspricht eines Mannes heitere, ruhige Mine der Gesellschaft dauerhafteres Vergnügen, als ein volles, lachendes Gesicht. — Ihr blasser Schimmer erhellte hier die waldigte Seite eines Berges, dort die Wipfel von truppweis stehenden Bäumen, oder das strohene Dach einer einsam gelegenen Bauernhütte, unterdessen sie den stolzen Palast eines jüdischen Kristen keines Blickes würdigte.

Als wir nahe bei dem Buchenwäldchen waren, sprang Malchen geschwind voran, und nahm den mosigten Hügel ein, auf dem Sie, lieber Sternfeld, gewönlich zu sitzen pflegten. Um gleichsam mehr von Ihrer Gegend zu sehen, trat sie hoch auf denselben, und auf die Spitzen ihrer Schuhe. Es war mir, als wenn sie zu Ihnen hinfliegen wolte. Ihr natürliches, unschuldiges Beginnen nötigte mir ein gutmütiges Lächeln ab, das jedoch von einer süssen Schwermuth begleitet ward. Sie fragte mich, wo Sie von der Stadt aus hingefaren wären, ob hier unten durch den holen Weg, die dort oben stehenden Bäume vorbei, den Berg hinauf, neben dem Dörfchen hin, und über die bläulichen Berge? — Nun versuchte ich mit allem Fleiße das Gespräch von Ihnen abzuleiten; aber sie wußte es auf eine so feine und geschickte Art zu drehen und zu wenden, daß Sie unvermerkt wieder der Gegenstand desselben wurden. Bedenken Sie nur! ich erzälte ihr von Blanchards Luftreise. Gleich sagte sie,

daß wir in einem Luftschiffe zu Ihnen faren wolten. Ich glaube, wenn die Rede vom päbstlichen Pantoffel gewesen wäre, sie hätte dieselbe auf Sie gelenkt.

Malchen sagte mir, daß sie einen Brief von Ihnen erhalten habe. Ich bat sie, mir denselben vorzulesen; konte sie aber nicht dazu bewegen. Ich schwieg also davon, und stellte mich ganz gleichgültig. Ihre Freude war zu groß, um mich nicht daran Teil nehmen zu lassen. Nun hätte sie mir ihn gern vorgelesen, und wußte nicht, wie sie es auf eine gute Art anfangen sollte. Ihre weibliche Erfindsamkeit ließ sie jedoch nicht lang in Unruhe. Sie sagte, daß sie einige Stellen nicht recht lesen könne, und bat mich, ihr dieselben zu erklären. Und nun las sie mir den ganzen Brief mit dem innigsten Entzücken vor, machte Anmerkungen, wo ausser ihr Niemand auf der Welt etwas bemerkt hätte, und zergliederte den Geringsten Ihrer Gedanken. Fällt Ihnen nicht hiebei Cantorini ein?

Neulich mußte ich eine andere Art von Leserei, die mir in eben dem Grade unangenehm war, als mich jene freute, fast eine ganze Stunde lang aushalten. Der Sekretär S. besuchte mich. Zu meinem größten Unglücke lagen Sineds Gedichte auf dem Tische. Ich wolte sie eben bei Seite legen, als er sie erblikte, und von mir begehrte. Nun fing er an, Eins nach dem andren so erbärmlich herabzulesen, daß ich nicht wußte, waß ich für ein Gesicht dazu machen sollte; denn er sah mich immer mitunter an, um meinen Beifall abzulocken. Mir ward so angst, wie bei Manchen unserer Prediger und Schauspieler. Hätten diese und dergleichen Herren einen Teil von meiner Aengstlichkeit, so würden sie mich unfelbar weniger in Verlegenheit setzen. — Um dem lesenden Sekretär meine Ungedult empfinden zu lassen, entfernte ich mich immer weiter von ihm; er kam mir aber nur desto näher auf den Hals, so daß ich fest an der Wand, und er so gedrängt an mir stand, daß er mit dem Buche schier meine Nase berührte.

Endlich trieb ich ihn durch ein glükliches Niesen einige Schritte von mir. Ich benuzte dieses, und lief nach der Thür. Er sprang mir nach, und schon bei geöfneter Thür schrie er mir noch die Worte zu: „Umknirschten deine Trümmern mit hitzigem „Raüberzahne.„

Es gibt heütiges Tags eine Menge Leute, die sich in den Kopf gesezt haben, gut lesen zu können. Sie ergreifen jede Gelegenheit, nicht ihre eigenen Gedichte und Aufsäze, sondern fremde, und sogar Zeitungen und Wochenblätter, in dem nämlichen Tone, wie Klopstoks Meßiade, mit einem unausstehlichen Steigen und Fallen der Stimme herzudeklamiren. Hiebei gefallen sie sich so sehr, daß sie nicht einmal das wiederholte Gähnen des Zuhörers bemerken, und denselben, wenn er ihrer überlästigen Gefälligkeit entgehen will, bis zur Stube hinauslesen.

Da traue ich mir fast mit mehr Gedult die Gesellschaft des Fräuleins v. L. zu ertragen. Das Erste, was sie in einem Zimmer aufsucht, ist der Spiegel. Und eben diesen unbestechlichen Zeügen der Warheit solte sie, da sie nicht schön ist, sorgfältig zu vermeiden suchen. Es ist aber gewönlich, daß die Häßlichsten sich am liebsten putzen, und am meisten in den Spiegel sehen. Sie wollen nun mit aller Gewalt etwas aus ihrer Figur herausgucken und zieren, und wenn sie auch einem Affen nicht unähnlich wäre. Möchten doch solche Frauenzimmer bedenken, daß sie sich durch vieles Putzen mehr schaden, als nützen! Hauptsächlich solten dieses die ältlichen Jungfern und Frauen beherzigen, die sich durch ein schäfermäßig aufgesetztes Hütchen wieder zu verjüngen glauben, aber eben hierdurch den Abstand zwischen Alter und Jugend nur noch sichtbarer machen. Ein altes, baufälliges Haus fällt um so mehr in die Augen, wenn es mit frischen, lebhaften Farben überstrichen wird.

Das Fräulein v. L. wird mir doch den leichten Uebergang von ihr und dem Spiegel auf die alten und häßlichen Jungfern nicht übel nehmen? Beim Eintritte ins Zimmer liegt ihr nichts mehr am Herzen, als einen vorteilhaften Plaz zu finden, von dem sie sich bequem im Spiegel sehen kan. In diesen lächelt sie hinein und heraus, und heraus und wieder hinein, sieht bald schmachtend, bald wizig, bald nachdenkend, bald zärtlich aus, und wird oft, wenn ihr eben das grobe Orakel die Warheit sagt, in wahrem Ernste recht traurig. Der Spiegel macht sie so zerstreut, daß sie nicht weiß, wovon das Gespräch handelt. Sie gibt mir noch Antwort auf das, wovon jezt keine Frage mehr ist. Wenn ich von nickenden, farbewechselnden Hutfedern rede, spricht sie von der schlechten Haushaltung ihrer Nachbarin oder von dem reichen Pathengeschenke des Herrn v. F., der die Frau Räthin fleißig in ihrem Kindbette besuchte. Nun sagen Sie mir ums Himmelswillen, wie sich Hutfedern, eine verdorbene Haushaltung oder ein Pathenge-

thengeschenke zusammenreimen! Ist es nicht ein langweiliges, erbärmliches Ding, wenn man so da sizt, und ganz gewiß weiß, daß unser Gesellschafter mit etwas anderm, als mit uns, beschäftigt ist?

Die Frauenzimmer sind es heut zu Tage nicht allein, die sich gern im Spiegel sehen. Ich wollte fast behaupten, daß die Herren sie hierin so, wie im stinkenden Wolgeruche, noch übertreffen. Es ist in Warheit sehr lieblich anzuschauen, wie ein grobes, geschminktes Mannsgesicht, das mittelst eines dicken Spekhalses zwischen ein Paar heiducken mäsigen Schultern hingepflanzt ist, mit sich zärtlich im Spiegel liebäugelt. Hinter einer Kanone müßte es sich besser ausnehmen. So hat mich auch die traurige Erfarung gelehrt, daß unsere heütigen jungen Herren weniger, als Mädchen, ein Geheimnis bewaren können. Schütteln Sie ja hierüber den Kopf nicht! Die Welt hat sich in einigen Jahrzehnden sehr geändert. Ich habe ein halb Duzet Harkrauser und Bartscherer

scherer gehabt, die alle wenig sprachen, und mir keine Neüigkeit ungefragt erzälten.

Bei Gelegenheit des schönen Geschlechts fällt mir noch eine Bemerkung ein, die ich Ihnen mittheilen muß. Ich fand immer, daß Frauenzimmer, wenn eine Gesellschaft von Frauenzimmern und Herren bei ihnen vorüber ging, mehr nach ihres Gleichen, als nach den Herren, sahen. Der Grund hievon liegt unfehlbar in dem Putze. Dieser ist so sehr in das weibliche Wesen verwebt, daß, ohne daran zu denken, ihre Augen, wie von einem Magnete, nach dem Gepuzten hingezogen werden. Auch sah ich oft, daß Frauenzimmer, die rükwärts am Fenster sassen, andere ihres Geschlechts, die gepuzt vorübergingen, sogleich bemerkten, ihren Puz bis auf das Geringste untersuchten, und sie mit ihren Augen bis um die Ecke herum verfolgten. Diese kamen mir vor, wie eine Spinne, die das kleinste Mükchen fült, das den äussersten Faden ihres Gewebes berührt. Vielleicht sind die

Herren,

Herren, ohne daß die Frauenzimmer selbst es recht wissen, von diesem Nachsehen die entfernte Ursache.

Bei Herren ist es ganz das Gegenteil. Diese, wenn Herren in Gesellschaft von Frauenzimmern vorübergehen, werden nicht leicht nach ihres Gleichen, sondern nach den Frauenzimmern sehen. Noch lange hernach sind sie der Stof ihres Gespräches, das nur selten in den Schranken der Ehrbarkeit bleibt. Der elendeste Wiz und die pöbelhaftesten Zweideutigkeiten werden belacht, weil sie dem thierischen Gefüle der Zuhörer schmeicheln. Da eine mäsige Einbildungskraft durch den Geschlechtstrieb leicht erhizt wird, so glaube ich auch, daß Gedichte in jedem anderen Fache schwerer, als in diesem, zu verfertigen sind, und daß in solchen Gesprächen der Dümmste mit einem witzigen Einfalle glänzen kan. Hiebei habe ich mich oft gewundert, wie Mannsleute ein Mädchen wegen einem Verbrechen verachten konten, das sie auf alle nur mögliche

Art

Art dazu verleitet hatten, und von dessen Schande sie die Hauptursache waren; ja daß sie ein Anderes zur nämlichen Zeit wieder in ihre Fallstricke zu ziehen suchten. Sie verachten den Gegenstand des Verbrechens; aber sie verabscheuen das Verbrechen nicht selbst. Ist eine solche Verachtung nicht die größte Heuchelei und Ungerechtigkeit? Dies sollten die Mädchen sehr wol bedenken, und die Schmeicheleien und Liebkosungen der Mannsleute, als den Grund ihrer künftigen Verachtung und Schande, ansehen.

Verzeihen Sie, lieber Sternfeld, daß ich Sie von Amalien so weit herab bis zur Unehre unseres Geschlechts gefürt habe! Sind Sie manchesmal dabei gestolpert, so geben Sie meinem Ideengange die Schuld, dem ich nicht gern Gewalt anthue, sondern ruhig auf dem Seitenwege einer Nebenidee fortziehen lasse. Fängt nicht oft auch in Gesellschaft das Gespräch mit einem weltberühmten Helden oder einer übelverstandenen Aufklärung an, geht unvermerkt so manche

Neben-

Nebenidee durch, und endigt sich zulezt mit einem berüchtigten Räuber oder meineidigen Rechnungsbeamten? Um nicht noch auf gehäßigere Nebenideen zugerathen, will ich geschwind meinen Brief mit der aufrichtigsten Versicherung schliessen, daß ich bin

Ihr

Freund
L.

Vierter Brief.

Neulich ließ ich mir von recht gutem Tuche einen Mantel machen. Zu meinem großen Mißvergnügen fand ich, daß er zu lang und nicht weit genug war. Bei kotigem Wetter wurden Schuhe, Strümpfe und der Mantel selbst besudelt, und bei kalter Witterung fror ich an die Brust und den Leib. Hätte der Schneider das, was er zu lang war, in der Breite zugegeben, so wäre ich vor Koth und Kälte sicher gewesen. Mein Nachbar ließ sich auch einen Mantel machen.

machen. Diesen machte der Schneider zu kurz und zu enge. Er fror darunter so entsezlich, daß er ihn zulezt gar nicht mehr oder sehr selten umthat. — Ich weiß nicht, lieber Sternfeld, wie mir diese Mantelgeschichte bei Durchlesung Ihres wertesten Schreibens aus S. wieder einfiel.

Ihre gute, alte Base muß ein unbeschreibliches Vergnügen gehabt haben, als sie ihren Neffen, nach so vielen Jaren, zum erstenmal wieder sah, und in ihrem rothen, elastischen Lehnstule neben ihm sitzen konte. Ich stelle mir ganz ihr runzlichtes, schmunzelndes Gesichte vor, als sie der Hofrathswitwe sagte: „Warlich, wie mein Bruder „der Oberste sieht der Junge aus!„ Und wie sie das muß gefült haben! — So wie ich es fülen würde, wenn ich jezt zu Malchen sagen könte: „Sternfeld ist wieder hier!„ Kommen Sie doch wieder zu uns, lieber, bester Mann! Auch hier wird sich Brod für Sie finden. Vergleichen Sie den unschäzbaren Werth unserer Freundschaft mit Ihrer

künf

künftigen Besoldung, und sehen, Sie welches von beiden das andere überwiegt! Ich kan nun die kalten, gewissenhaften Menschen nicht leiden, die aus der reinsten Nächstenliebe ihren Freünden noch Mittel und Wege an die Hand geben, an einem fremden Orte eine gute Stelle zu erhalten. Das können unmöglich warme Freunde seyn!

Als ich dieses schrieb, lieber Sternfeld, wandelte mich wieder mein alter Mißmuth an, von dem ich Ihnen in meinem ersten Schreiben sagte. Ich legte die Feder nieder, ging zu Malchen, und eröfnete ihr meine Gedanken. Diese gute, weibliche Sele verwies mir mit der liebenswürdigsten Bescheidenheit mein unzufriedenes Wesen, gab meinem Herzen die gehörige Stimmung, und führte meine Vernunft wieder auf den rechten Weg. — Was wir doch für elende Menschen sind, im Aufbrausen der Leidenschaften schwach und thöricht, und bei erfolgter Stille stark und weise!

Wenn ich recht sehe, muß die Hofraths-witwe nicht viel in Vermögen haben, bei Ihrer Base manches Gute geniesen, und eine ziemlich feine Frau seyn. Dies zeigt sich wenigstens dadurch, daß sie eben zu der Zeit, als sie sich ein Schälchen Kaffe einschenkte, sagte: „Wirklich, wie der Herr „Oberste selig!„ Ich wünschte, diesen ganzen Auftritt abgemalt zu haben. Neben Ihren Schattenriß wolt' ich ihn hängen, und alle Tage dreimal recht durchgucken. Alexanders wahres Ebenbild in Lebensgröße achtete ich nichts dagegen.

Die Kirchen zu S. sind also inwendig mit zu vielen Kleinigkeiten überladen, und dies gefiel Ihnen nicht? Ich bin Ihrer Meinung. Je einfacher und ungekünstelter eine Kirche ist: destomehr erhebt sie meine Sele zu wahrer Andacht. Hierdurch will ich nicht sagen, als wenn alle Verzierungen aus derselben verbannt seyn sollen. Nein, ich wünschte nur, daß sie mit Geschmak gewält, und dem großen Gegenstande angemessen wären.

ren. Ein kluger Mann, der in eine andere Kirche geht, als ich, klagte mir, daß es in der Seinigen so leer aussähe, wie in den Herzen seiner Gemeinde. Die Vornehmern schwäzten in ihren Stülen miteinander, oder wenn sie ja die Predigt anhörten, so geschähe es nicht, um Nuzen daraus zu schöpfen, sondern um sie zu beurteilen. Die vom Mittelstande und hauptsächlich die Musensöhne thäten das nämliche auf der Emporkirche, oder gingen gar, wie auf dem Markte, spaziren. Der größte Teil von den Geringern gukte nach Anderer Puz und ließ sich begucken, oder schlief, wenn es warm wäre. In meiner Kirche hingegen herschte eine aufmerksame Stille, und man sähe schier auf jedem Gesichte wahre Andacht und Frömmigkeit. Er schlöße von der Wirkung auf die Ursache und dächte also, daß eine nicht übertriebene Versinnlichung der Einfalt des Glaubens nicht schade, vielmehr die Andacht sehr befördere. Man müßte die Menschen nehmen, wie sie wären. Der Glaube sei ein abstraktes Ding. Die meisten

 Philo-

Philosophen dächten vor lauter Abstraktion und Gewissensfreiheit vielleicht ganze Jare lang nicht Ein Mal an ein philosophisches Gebet, oder wenn es geschähe, so fiel es sehr kurz aus. u. s. w. Der kluge Mann sagte noch zulezt, daß man der philosophischen Denkart seines Pfarrers die Leere in der Kirche und in den Herzen seiner Gemeinde Schuld gäbe.

Eine zugroße Menge Lichter verblendet vielmehr, als daß sie erhellen solte. Dies trift bei unserer Kirche im phisischen und moralischen Verstande ein. Ich dächte, ein Wilder müßte fülen, daß ein schön ausgehauener Altar mit hohen Saülen der Gottheit gewidmet sei; da er hingegen einen mit Tüchern von verschiedenen Farben behängten, und von allerhand Püzerei glänzenden Altar mit kindischer Freude betrachten und anlächeln wird. Fällt Ihnen nicht hiebei die heilige Dreifaltigkeitskirche ein, die Einzige dieses Namens im ganzen Lande? — Bilder, die eine wahre Geschichte oder Menschen

schen von unbezweifelten Verdiensten darstellen, reizen zur Nachahmung. Ist das, was sie vorstellen, falsch oder wenigstens ungewiß, dann machen sie so, wie die Legenden der Heiligen, selbst die Warheit zweifelhaft. — Ein schöner, feierlicher Koral, unter Begleitung einer ganz einfach gespielten Orgel, regelmäsig abgesungen, erregt die erhabensten Empfindungen; sizt aber ein Mann auf der Orgelbank, der kaum eine Menuet vom Blate spielen kan, oder der darauf herumfärt, als wenn er den jüngsten Tag leibhaftig herauswettern wolle, und der erste beste aus dem Volke hebt nach seiner andächtigen Laune das Lied an, und die Gemeinde singt bald geschwind, bald langsam, ohne nach jedem Verse gehörig auszuhalten, mit fort; dann verstört es den Andächtigsten im Gebete, und er kan froh seyn, wenn es ihn zur Kirche hinaustreibt, daß er nicht von dem lustigen Orgler noch einen Englischen zum Ausgange anhören muß. Sollte denn von den vielen und mancherlei Präbenden und Kircheneinkünften

nicht eine hinlängliche Besoldung für einen geschikten Orgelspieler und Kantor heraus⸗ zubringen seyn? Diese zum Kirchenanstande so notwendigen Leüte würden eine einzige Stimme im Kore, die oft nur zum Ausfül⸗ len da ist, leicht entbehrlich machen. — Ich bedaure allzeit den Mann, der in der Kirche neben mir, aus Herzensgrunde, incipiantes reperme statt insidiantes reprime singt, und sich vielleicht unter elevas ein Oelfaß denkt. Wir haben so viele lateini⸗ sche auferbauliche Gesänge und Gebete, und die Unstudirten, die doch bei weitem den größern Haufen ausmachen, verstehen sie nicht. Ich betete in keinem böhmischen Ge⸗ betbuche, und wenn ich das ganze Jahr nicht beten solte. Wir sind so sehr an die⸗ sen Mißstand gewöhnt, daß wir das Selt⸗ same davon nicht mehr fülen. Neünjärige Knaben, die den Diakon und Subdiakon machen, und nicht verstehen, was sie ant⸗ worten, möchte ich gern vom Altare weg⸗ füren; doch dieses ist bei der Menge heiliger Messen, oder — welches Einerlei ist — bei den

den vielen reichlichen Stiftungen für Geistliche nicht wol zu ändern. Alle Gründe, die man dagegen beibringt, überzeügen mich nicht, daß es besser sei, in einer unverständlichen, als verständlichen Sprache zu singen und zu beten. — Prozeßionen sind ein öffentliches Zeügnis des Glaubens; wenn aber die Glieder derselben nur da herumspaziren, nach den Fenstern und Umstehenden gaffen, oder man es ihnen gar ansieht, daß sie aus bloßer Etiquete und wider Willen mitgehen, dann geben sie öffentliches Aergernis, und ich wünschte, daß sie lieber zu Hauße blieben, und mich an den gemeinen Leuten erbauen ließen. — Nichts ist unbegreiflicher, als daß die Kirche, die doch im Ganzen, und größten Teils auch im Einzeln, reich ist, Pfarrer und Schulmeister, diese Stützen der Religion und des Staats, so schlecht besoldet, da sie eine ungeheure Menge Geistlichen, die wenig oder nichts zur Wolfart der Kirche beitragen, mit Gütern überhäuft. Wenn sie ihre Güter nur denen zukommen ließe, die sie verdienten,

so würden wir zwar wenige, aber gute Geistliche haben, und folglich wäre die Aufhebung des Cälibats und der Klöster nicht zu rathen. Der heilige Beruf würde nach dem Verhältnis der Einkünfte und der Arbeit schon abnehmen. — Geistliche in weltlicher Pracht sehe ich nicht gern, wenn man gleich sagt, daß es die Zeit so mit sich bringe, und das Ansehen der Kirche hierdurch vermehrt werde. Ich kan Armut und Demut, diese zwo Haupttugenden der ersten Kristen, nicht wol damit vereinigen, und wünschte also, daß mir Jemand mit einer geschmeidigen Distinktion, wie die in venationem clamosam et quietam, zu Hilfe käme.

Ich weiß nicht, wie Obern, die die schwere Pflicht haben, für das Wohl der Kirche zu sorgen, diese und andere dergleichen Dinge so lang ruhig haben mit ansehen können. Mischt sich nachher ein Laie hinein und sucht zu bessern, so nent man es Eingrif in die geistliche Macht; und geht dieser zu weit — wie denn das leicht geschehen

kan — so wird laut geschrien. Sollte man denn nicht diesen Verwirrungen auf alle mögliche Art vorbeugen? Ich dächte, man wäre aus der Geschichte mit Schaden klug geworden.

Es wird jezt soviel über Thorheiten und Mißbraüche gesprochen und geschrieben, und doch wenig oder nichts dadurch gebessert. Erinnern Sie Sich noch, wie auch wir nicht selten darüber in den größten Eifer geriethen, dann herzlich über unsern Eifer lachten, und endlich es gar für Thorheit hielten, über Thorheiten zu reden und zu schreiben. Und nun habe ich mich selbst bethören lassen, einige Briefe damit anzufüllen! Bin ich nicht Auslachens werth? Gut. Der Schreiber kan sich für seine Mühe schon belohnt halten, wenn über das Geschriebene nur gelacht wird. Geht es denn unsern Lustspielen anders? Die Zuschauer lachen über die vorgestellten Thorheiten, ohne nur von weitem an Besserung zu denken, und der lacht oft am stärksten, der am meisten getrof-

getroffen ist. Schriftsteller und Schauspieler sind mit diesem lächerlichen Beifalle zufrieden. Viele von den Großen machen es eben nicht besser, als solche Zuschauer. Sie geben sich nicht einmal die Mühe, die, welche gegen sie schreiben, zu strafen; ja, sie befördern noch den Druk ihrer Schmäh- und Stachelschriften. Vielleicht lachen sie gar über den, der sich auf seiner Studirstube über sie halb zu Tode ärgert, oder sie bedauren ihn, wenn sie hiezu genug Menschenliebe haben. Ich weiß nicht, ob ich eine solche Gleichgültigkeit für Großmut oder Geringschätzung ihres Volks halten soll?

Manchen scheint wirklich das Wohl ihrer Unterthanen nahe am Herzen zu liegen. Sie suchen, die Kinderzucht und das Schulwesen zu verbessern. Sie errichten Manufakturen und Fabriken, und belegen die, welche verbotene Waren einfüren, ohne Rüksicht auf die natürliche Freiheit des Menschen, mit harter Strafe. Juden, denen man die Mittel abschneidet, ehrlich zu seyn,

und

und die sich ein Verdienst daraus machen, Kristen zu hintergehen, werden um die Staatseinkünften zu vermehren, zu öffentlichen Pächtern bestellt. Ihre Kameralisten machen mehr Projekte, als sie ausfüren können. Hauptsächlich der Hof, der den Werth ihrer Vorschläge einsehen, fülen und schäzen kan, kömt dabei in Betracht. Die Tabellen der Rechnungsfürer sind so pünktlich eingerichtet, daß der feinste Schurke nicht betriegen kan, und der ehrliche Beamte, der nichts Arges vermuthet, sich den Kopf darüber zerbrechen möchte. Ueber alle Zweige der Wissenschaft kommen in ihren Ländern Bücher heraus. Auf nüzliche Preisfragen werden große Prämien gesezt. Bei den Dikasterien wird jezt in Einem Jahrzehnd mehr Papier verschrieben, als sonst in einem Jahrhunderte. Die Arbeit der Beamten nimt täglich zu. Wegen guter Landesökonomie stehen die Besoldungen noch so hoch, wie in den alten, wolfeilen Zeiten. u. s. w. In solchen Ländern muß der Unterthan wol recht glücklich seyn! Um dieses

zu erfahren, untersuche ich meiner Seits, ob der Unterthan, und vorzüglich der gemeine Mann jezt besser ißt und trinkt, sicherer schläft, und sittlicher lebt, als zuvor? Ist dieses nicht, so sind die jetzigen aufgeklärten und kameralischen Zeiten nicht so gut, als die Vorigen. Unterdessen schätze ich mich doch glüklich, darin zu leben, weil ich Ihnen sagen kan, daß ich bin

Ihr

Freünd
L.

Fünfter Brief.

Und wenn Ihnen, lieber Sternfeld, von dem Gelaüte der Mönche zu S. die Ohren noch klingen solten, so müssen Sie mir doch anhören, wie ich vor einigen Tagen nach Kloster S. gekommen bin, und wie mir es dort gefallen hat. Sie wissen, daß ich gern kleine Reisen zu Fuße mache. Man

hat

hat dabei weniger zu besorgen, als im Wagen oder zu Pferde, hängt blos von sich selbst ab, kan unterwegs die Berge hinauflaufen, die schönen Gegenden rund umher übersehen, und sich so lang in einem Dorfe oder Städchen anfhalten, als es einem behagt. Diese Vorteile überlegte ich auch jezt, und ging zu Fuße. Malchen leistete mir eine Strecke Wegs Gesellschaft; doch nicht sogleich, wie Sie leicht denken können. Sie mußte ja erst mit ziemlicher Mühe ihre Hare in eine nachläsige Ordnung bringen, die Federn auf dem Huthe zu recht stecken, und ihn vor dem Spiegel hin und her und her und hinrücken. Sie ward jedoch mit allen diesen wichtigen Dingen und noch vielen andern, die wir Profanen nicht einsehen können, bald fertig, und vielleicht eher, als Hundert ihres Gleichen. Als wir schon an der Hausthür waren, fiel ihr noch ein — wie man dieses überhaupt dem schönen Geschlechte Schuld gibt — daß sie etwas vergessen habe. Es war der Sonnenschirm. Sie lief zurük. Ich rief ihr nach, daß sie

den ganzen heutigen Tag keinen Sonnenblik zu fürchten habe; aber es half nichts. Malchen kam zurük mit dem grünen Sonnenschirm, und ich glaube, sie wäre nicht ohne denselben spaziren gegangen, wenn sie gleich gewußt hätte, daß die Sonne in einem ganzen Jahre nicht scheinen würde. Ich sah lächelnd seitwärts nach dem Sonnenschirm, und sang dazu. Malchen merkte meine Tücke. Sie zeigte auf einen eben vorübergehenden Herrn, und fragte mich, warum denn dieser, bei dem allgemeinen Landfrieden, mit einem so schreklich langen Spiese daherzöge, und in blosem Haupte den dikken mit einem Scheinhuthe angefüllten Sak in der Stadt zur Schau herumtrüge?

Es ist in Warheit besonders, daß man in dem sklavischsten Lande zu großen Herren mit einem Mordgewehre gehen muß, und daß man, nach der einmal hergebrachten löblichen Gewonheit, mit einem sogenanten chapeau bas oder negativen Hütchen, das im Fall der Noth zu nichts dient, zwar un-

bedekt

bedekt herumspaziren, aber ohne dasselbe sich öffentlich ohne Hut nicht zeigen darf. Ein Wilder mit gefärbtem Gesichte, und einem durch die Nase gezogenen Ringe ist der Gegenstand unsers Gelächters, und einen weißgepuderten, geschminkten Frauenzimmerkopf mit Ohrenringen können wir ganz ernsthaft, und wohl gar mit verliebten Augen ansehen. Um für keinen Sonderling gehalten zu werden, muß man das poßirlichste Zeüch mitmachen, da doch die, welche solche besondere und unnatürliche Moden anfangen oder nachahmen, Sonderlinge heissen solten. Der philosophische Professor L. klagte mir neülich, daß er nicht Kraft genug habe, vor dem naserümpfenden Publikum mit abgeschnittenen Haren zu erscheinen. Es gehört auch in der That mehr Stärke dazu, als man gewönlich glaubt, um sich über Vorurteile und den Namen eines Sonderlings selbst hinwegzusetzen. Bei den Meisten ist nicht so wol Mangel an Einsicht, als Unvermögen, die Ursache, daß sie so hartnäckig für das Vor-

urteil und gegen die sogenanten Sonderlinge kämpfen. Ich wolte daher rathen, wenn das Vorurteil oder die Mode keine große Unbequemlichkeit mit sich führt, den kleinen Leuten die großen Mäuler nicht aufzusperren, sondern ihnen, wie den Kindern, daß sie nicht weinen, den Willen zu thun. Ist aber die damit verknüpfte Unbequemlichkeit groß, so sehe ich eben nicht, warum man modesüchtigen Närrchen und steifen Pedanten nachgeben, und ihnen sein Wolbehagen aufopfern soll.

Dies war ungefär der Inhalt des Gesprächs, während dem Malchen und ich durch die volkreichen Gaßen bis ans Thor kamen. Mancher Stutzer war hiebei unbemerkt vorübergegangen, und hatte Malchen sein zärtliches Kompliment in den Wind gemacht; denn mir galt es so wenig, als das Präsentiren einer Schildwacht, vor der ich mit einem Offizir hingehe, und Malchen, die zwar keinen Anspruch auf Gelehrtheit macht, ist doch bei dem Gespräche und den

kleinen wissenschaftlichen Zänkereien so aufmerksam, daß nicht leicht etwas Fremdes ihre Gedanken auf sich zieht.

Das Wetter war so gemächlich, als wir es nur wünschen konten. Die Sonne hielt sich mit der größten Bescheidenheit hinter den Wolken, und machte Malchen ihren Sonnenschirm und mir meinen runden Hut überflüßig. Ein külender Westwind wehete uns sanft die kräftigsten Wolgerüche aus grünen, gelben und rothen Feldern entgegen. In dikbelaubten Bäumen sang das vollstimmige Kor der Vögel, unermüdet, sein mannichfaltiges Einerlei, und jeder derselben suchte gleichsam um die Wette, durch Zwitschern und Pfeifen, unsern Beifall zu verdienen. So häuft ein zugeschäftiger Flötenspieler Triller auf Triller und Laüfer auf Laüfer, und schielt forschend herum, ob man auch seine Kunst bewundere? — Aber nun hub in abgesezten, langsam gezogenen Tönen die Virtuosin der Vögel ihr regelmäßigeres Lied an, und wechselte bald mit ge-

waltigem Schmettern, bald mit lieblich aus der Höhe herabgegurgelten Trillern ab. Sie schien zu bemerken, daß Menschen und Thiere ihr aufmerksam zuhörten. Jezt war sie still, und das ganze Feld mit ihr. — Schweigend lächelten wir uns unser Entzücken zu, und behorchten sie noch lange mit der größten Aufmerksamkeit, bis sie aus einem Baume fern von uns hinflog. Wir gingen nun, zwischen einer Reihe duftender Linden, auf einer sanfthebenden Wiese fort, an deren Ende mich Malchen verlies, und auf einem andren Wege nach der Stad zurükkehrte.

Hier und da sassen unter dem weiten Gewölbe des Himmels fröliche Bauern mit Weibern und Kindern, und verzehrten mit hungrigem Magen ihre einfache Malzeit. Die grüne mit blumichtem Schmelz geschmükte Erde war ihr Tisch, und die weithingestrekten Arme eines prächtigen Baums ihr Dach. Ihre runden, vollen Bakken zeugten von der dauerhaftesten Gesundheit. Munterer Scherz belebte die zwanglose Gesellschaft.

Sie lachten so kräftig von der Brust, daß der nahe Wald zum herzlichen Nachlachen bewegt wurde. — Nicht weit vom Wege unter einem Baume saß ein Mann mit blassen Wangen und dünnen Waden. Der las tiefnachdenkend in einem Buche, aus dem er sich vielleicht süsse Empfindungen für die schöne Jarszeit herauszufülen suchte, die ihm sein erschlaftes Nervensistem versagte. Er bedachte wol nicht, daß dieses so, wie hizzige Getränke, zwar anfangs stärke, zulezt aber nur destomehr schwäche. Man merkte an ihm, wie er das heftige Lachen der Bauern in seiner kränklichen Brust empfand. Mit ekler, verdrüßlicher Mine bedaurete er die ungezogenen Geschöpfe. Er konte wol nicht begreifen, wie Bauern etwas Lachenswerthes vorbringen mögen, und wer weiß, ob er den launigten Yorik fühlt? Er zitterte bei dem Springen, Heben und Herumbalgen der kraftvollen Bauernjugend, und fürchtete Blutsturz, Lämung und Beinbruch.

Welches ist wol, lieber Sternfeld, der natürliche Stand des Menschen? Der, in welchem man gesund und heiter bleibt, oder der, welcher krank und verdrüßlich macht? Ich freue mich immer, wenn ich starke Bauernbursche ihr hartes Tagwerk, mit nervigten Armen, scherzend verrichten, und den Schweiß über ihre rothen Backen herabrinnen sehe. Mehr entzükt mich das frohe Singen eines fleißigen Bauernmädchens, dem die Arbeit das volle Gesichte schminkt, als das schmachtende Lied einer gemalten Fraulein am goldenen Stikramen. Körperliche Arbeit erhält unsern thierischen Leib und stärkt durch diesen die Sele, da hingegen übermäsiges Denken und Sitzen — wer versteht die große Kunst, zu rechter Zeit nichts zu thun! — nach und nach beides zu Grunde richtet. Da stehen die gelehrten Herren in Schlafrökken, und gucken durch die verschlossenen Fenster Trübsal und Elend in die Welt, unterdessen der Bauer hinter seinem Pfluge, und der Handwerker bei seiner Axt nicht so viel Zeit haben, um an eingebildetes

Uebel zu denken. Handwerksleute, die für die Notwendigkeiten unsers Lebens arbeiten, sind stark und gesund; so wie sie aber mehr der Gemächlichkeit und Ueppigkeit dienen, werden ihre Gesichter blässer und magerer. Betrachten Sie nur den Wagner, Schmid, Zimmermann, Schneider, Goldschmid, Harkrauser u. s. w.

Von der zartesten Jugend an dienen Bauern - und Handwerkskinder ihren Eltern, oder — welches einerlei ist — dem State, da hingegen Studirende und Kinder von Stande oft viele Jare lang in lüderlichem Müßiggange hinleben, und bei reiferem Alter zum gemeinen Wohl wenig oder nichts beitragen. Wie viele gibt es, die ihre mit so großer Mühe erworbenen Kentnisse zum Besten des Staats anwenden können oder wollen! Wie viele Schriften bringen wahren Nutzen, oder besser, wie viele Schriften schaden nicht! — Man wird wenige Töchter von Bauern und Handwerksleuten finden, denen kein Mann zu Teil ge-

worden wäre; aber es gibt eine Menge Fraülein und sogenante Demoisellen, denen man, der weiblichen Schamhaftigkeit und Verstellung ungeachtet, aus den Gesichtern lesen kan, wie unzufrieden sie mit der Gewohnheit sind, daß nur die Mannsleute den Heürathsantrag machen. Die Staatsbedienten haben zu geringe Besoldung, um ihre Töchter standesmäsig auszusteuern. Der junge Mann, der aus der nämlichen Ursache von seinen Eltern wenig oder nichts erbt, wird, ehe er eine Bedienung bekömt, zu alt, und folglich zu keusch, um sich von einem Mädchen blenden, und in das Nez der heiligen Ehe ziehen zu lassen. Die Ueppigkeit in Kleidern und Vergnügungen ist zu hoch gestiegen, als daß der einträglichste Dienst die kameleonische Laune einer Frau befriedigen könte, und die jungen Herren sind überhaupt durch die Philosophei unsers Jarhunderts zu klug und bequem geworden, um sich — da man so leicht der Enthaltsamkeit auf andre Art zu Hilfe kommen kan — für die ganze Lebenszeit an das beschwerli-

che Joch der Ehe und Kinderzucht spannen zu lassen. Was sind die Folgen hievon? Unglückliche Mädchen, treulose Ehegatten, gestörter Hausfriede, elende Kinder und vielleicht gar Diebe und Mörder.

In diesen Gedanken hatte ich eine ziemliche Strecke Wegs zurükgelegt, als mir ein mit Fruchtsäcken schwer beladener Wagen, auf dem einige wolgenährte Männer sassen, entgegen kam. Ich erfur von ihnen, daß es Zinsfrucht wäre, die sie aus einem nahegelegenen Dorfe für das Kloster N. abgeholt hätten, und daß dieses Dorf wol noch dreimal so viel, teils an die Herrschaft, teils an Stifter und andre Klöster abzugeben habe. Im Dorfe selbst sagten mir nachher die Bauern, daß sie weit lieber der Geistlichkeit, als der Herrschaft, schuldig wären, weil sie von lezterer sogleich die strengste Husarenexekution zu erwarten hätten, da Erstere auf gethane Vorstellung leicht Erlaß gäbe.

Daß doch auf dieser lieben Gotteserde der Mensch, der die Arbeit thut, so selten die Früchte davon einerndet! Wie hart mußes ein Bauer empfinden, wenn er einengroßen Teil seiner Früchte, den sauern Schweiß eines ganzen Jares, an andere für nichts abgeben soll! Er, der sich so schlecht kleidet, der die Woche höchstens zweimal harten Spek ißt, an Menschen mit verwöhnten Gaumen und in weichen Kleidern! — Ich gebe gern zu, daß diese Zinsäcker ehedem der Zinsherr, als völliger Eigenthümer besessen, daß er sie den Bauern für ein geringes Kaufgeld überlassen, und dagegen sich den Zins vorbehalten habe, daß die Bauern seine Leibeigene, seine Sklaven gewesen, daß er ihnen die Freiheit, das größte Gut des Menschen, erteilt habe; alles dieses und noch mehr gebe ich zu, und der Bauer muß diese Wolthaten mit Dankbarkeit erkennen; aber der Bauer thut harte, saure Arbeit für andere, ist arm, und lebt äusserst schlecht! — Das ist, was ich so wenig zusammenreimen kan, als ein schmerzlich hingefürtes Leben eines unschul-

unschuldigen Menschen und die Sterblichkeit der Sele, wenn man mir gleich das Leiden der unvernünftigen Thiere, die überdem wegen Mangel an Vernunft nur schwach empfinden, dagegen einwendet. Gut genug, der Bauer und der unschuldige Mensch leiden.

Mein Brief, lieber Sternfeld, ist wider Vermuthen so groß geworden, daß ich wol hier unterwegs werde stehen bleiben müssen. Ich sehe das Kloster schon von weitem. Morgen füre ich Sie ganz gewiß dahin, und sage Ihnen so, wie heüte, daß ich bin

Ihr

Freünd
L.

Sechster Brief.

Das Kloster S. liegt auf einem hohen, mit dichtem Walde umwachsenen Felsen, von dessen einer Seite es auf weit hinwallendes Fruchtfeld und schöne Wiesen, von der andern auf eine lange Kette von Weinbergen, an denen artige Dörferchen hinliegen, tief herabsieht. Es ist ein großes, weitlaüftiges Gebäude, das einem fürstlichen Schlosse gleicht, und von weitem, besonders wenn die Abendsonne in seine vielen Fenster blizt, einen herrlichen Anblik macht. — Die Schatten der Nacht hatten sich schon über das Thal verbreitet, als ich an den Fuß des Bergs kam, und es wäre mir schwer geworden, den Weg durch den Wald zu finden, wenn mich nicht die von beiden Seiten stehenden Stationsbilder hinaufgeleitet hätten. Beim Steigen des Bergs merkte ich, daß ich müde war. Ich sezte mich also an einem Stationsbilde nieder, und dachte, was Sie, lieber Sternfeld,

wol

wol jezt in dieser dunkeln Welt machen möchten. — Lange schon war ich mit diesen angenemen Gedanken beschäftigt, als die Klosterglocke sieben schlug, und sich hierauf ein frommes Glockenspiel mit dem Korale: „Ihr „Felsen hart„ im kläglichen Mol Tone hören ließ. Vielleicht hatte der Uhrmacher die Idee zu dem Liede von dem Felsen genommen, auf dem das Kloster steht. — Treflich erklang es durch den düstern Wald in meine Empfindungen, und ich wünschte fast in diesem Augenblik, mich mit einem hochwürdigen Gespenste, dem Stifter des Klosters oder einem andern zu unterhalten. Ich stieg noch den übrigen Teil des Bergs hinauf, und erblikte in einiger Entfernung ein Licht, das mir nur schwach durch das dichte Gebüsch entgegen dämmerte. Ich ging darauf los, und fand, daß es vor einem Heiligenbilde brante. Nicht weit davon war ein Kruzifix, das mir durch einen leicht darauf geworfenen Schein nun auch sichtbar ward. Vielleicht, dacht' ich, bat hier vor kurzem eine gute Mutter aus dem unten liegenden

Dorfe

Dorfe für ihre Kinder, oder ein schönes Mädchen für ihren Geliebten inbrünstig gebetet, und dieses Licht zum Gelübde angebrant. Getröstet gingen sie unfelbar hinab, und erwarten jezt, mit völliger Ergebung in den Willen Gottes, in festem Vertrauen, die Erhörung ihrer Bitte, deren Verweigerung sie noch für ein grösseres Gut halten.

Sind diese frommen Leute nicht glüklicher, als die gelehrtesten Freidenker, deren die Meisten sich im Unglücke der Heftigkeit ihrer Leidenschaften überlassen, oder wenn sie nicht Kraft genug haben, dasselbe zu übertragen, sich in der nie ganz wegzudemonstrirenden Ungewißheit eines andern Lebens aus der Welt hinausschiesen? Haben auch die starken Geister durch eine vieljärige, mühsame Ueberwindung eine solche Gewalt über sich erhalten, daß sie ein elendes Leben mit Gedult ausharren können, verfließt es ihnen denn so ruhig und tröstlich, als diesen Frommen, die aus Liebe zu Gott

die

die heftigsten Schmerzen erdulten, und dafür eine ewige Belonung erwarten? Möchten sie doch immerhin in dem stolzen Gefüle ihrer hohen Weisheit und Stärcke mitleidig auf diese Einfältigen herabsehen, und dabei leben und sterben, wenn sie nur nicht durch Ausbreitung ihrer schädlichen Grundsätze andrer Ruhe störten! Ich weiß nicht, ob Stolz, Neid, Aufklärungssucht oder Menschenliebe hievon die Ursache ist? Leztere kan es nicht wol seyn, da die Meisten durch ihren Lebenswandel wenig ächte Menschenliebe an Tag geben, oder bei ihrem unermüdeten Bestreben, ein wahrer starker Geist und guter Mensch zu werden, doch fülen müssen, wie schwach ihre Philosophie ist, und wie thöricht es ist, die Religion zu verdrängen.

Bei dem Scheine des Lichts konte ich nun auch die Klosterpforte, und die daran in Gestalt eines Kreuzes hängende Schelle erkennen. Ich laütete einige mal stark an; aber es wolte Niemand hören. Unterdessen

schallte

schallte mir das singmäsige Beten der gesättigten Mönche aus dem Refektorium dumpf entgegen, und machte meinem gereißten Magen die Freude, daß er auch bald refizirt werde. Ein Mann in einer schwarzen Ohrenkappe öfnete endlich die Thür, und führte mich einen langen Kreuzgang durch, in dem uns mein ehrwürdiger Pater — das Wort im eigentlichen Verstande genommen — begegnete. Dieser rechtschaffene Mann drükte mir kräftig die Hand, freute sich herzlich, mich zu sehen, und nahm mich sogleich mit auf sein Zimmer. Es wurde gutes Essen und Trinken gebracht, und ich schwaußte mit mehr Hunger, als Apetite — dessen ich mich auch gar nicht schämte — unter dem freundschaftlichsten Gespräche, fast alles von den Tellern weg.

Ich, meines Orts, kehre nirgends lieber, als in Gasthöfen und Klöstern ein. In jenen kan ich für mein Geld befelen, und in diesen wird man immer mit Vergnügen aufgenommen. Die Güter gehören keinem

nem Mönch insbesondere. Daher fällt die Ursache des Eigennutzes weg. Sorge für Angehörige macht hier keine sparsame Oekonomie nothwendig, und man bemerkt keinen Mangel, zu was für einer Zeit man auch kommen mag. In Privathäussern hingegen ist das Essen für die Familie zugeschnitten. Kömt Einer, ohne zuvor eingeladen zu seyn, so wird er zwar zu Tisch genötigt; dies geschieht aber mit einem so ängstlichen, höflichen Wesen, daß er satt wird, ehe er noch zu essen anfängt. Da nun die Familie dem Fremdem zu gefallen auch nicht viel ißt, so geht es oft, wie im Evangelium, und es bleibt mehr übrig, als wenn die Familie allein gegessen hätte.

Anderthalb Stunden verflossen uns in der angenehmsten Unterhaltung. Wir gingen nun beide schlafen, der Pater, weil er 12. Uhr in der Metten seyn mußte, und ich, weil ich müde war. Mein Zimmer glich einem kleinen Sale. In die Tapeten war die Geschichte eingewirkt, wie sich der Kaiser

ser Maximilian auf der Gemsenjagd verirrt, und ihm wider alles Vermuthen auf einer sehr hohen Klippe ein Mann erscheint, der ihn auf den rechten Weg bringt. Der Mann hat eine rothe Weste und einen blauen Rock an, und um den blosen Kopf eine ausgehakte Glorie. Der Kaiser kniet vor ihm, in seinem ganzen kaiserlichen Ornate, mit einer Flinte in der Hand und einer Krone auf dem Haupte. Weiter unten ist sein Gefolge von Jägern in grünen, bordirten Kleidern und mit großen Säbeln. Einer derselben sucht den Kaiser mit dicken Baußbacken auf einem Waldhorne herbei zu blasen, und ein andrer betet kräftig an einem langen Rosenkranze. Hoch auf einer Klippe sizt ein Gems und macht ein Männchen. Ein Mönch sagte mir mit einer bedeutenden Mine, daß dieses verissima historia sei. Ein Duzet Lehnstulmäßige Sessel, auf denen größten Teils Sonnenblumen eingenäht waren, standen rund umher. Ein kleiner Spiegel war so hoch angebracht, daß ich ihn schier nicht sah, zu geschweigen, daß ich mich darin hätte

sehen

sehen sollen. In das Bette fiel ich so tief hinein, daß ich recht darüber erschrak, und schlechtweg von meiner Person nichts mehr vorhanden war. So verschwand ich auch vor einiger Zeit in einem Wagen zwischen zwei adlichen Reifröcken, mit denen ich die hohe Gnade hatte, nach Hof zu faren.

Das vollstimmige Geläute wekte mich aus dem Schlafe, und der gegen mir über eingewirkte Kaiser machte, daß ich diesen Tag mit einem herzlichen Lachen begrüßte. Ich ging in die Kirche, wo ich erfur, daß man das Fest eines Ordensheiligen feiere. Der Gesang vor der Predigt war so munter und lustig, daß er sich treflich zu einem profanen Liedchen geschikt hätte, und der Text war, wie das ganze Gesangbuch, so erbärmlich, daß man ohne Mitleid oder Lachen nicht wol mitsingen konte. Und doch fällt es den Obern unserer Kirche noch nicht ein, dieses Hauptstük des Gottesdienstes zu verbessern! — Der Prediger sagte zwar ganz gute Sachen; nur fehlte es ihm an natür-

 licher

licher Logik und Kentnis seiner Mutterspra- che. Es schien mir, als wenn er das Deutsche über dem Latein vergessen hätte. Fabelhafte und unsichere Geschichtgen misch- te er nicht ein. Das viele Raüspern und Schneüzen des Volks nach der captatio be- nevolentiae, und dem Ende des ersten und zweiten Teils — welches eigentlich das Bra- vo für die Prediger ist — ließ mich eine bessere Predigt vermuthen.

Es befremdete mich sehr, als ich hörte, daß zwar auf diese Feste der Segen, auf heil. Dreifaltigkeit aber derselbe nicht gege- ben werde. Ein Mönch fürte zur Ursache an, weil das heil. Dreifaltigkeitsfest zu hoch wäre, als daß man es nach Würde feiern könte. Hiebei fiel mir das Kruzifixbild im Walde wieder ein. — Muß denn aber der Mensch zur Feier eines solchen Festes noch weniger beitragen, als er wirklich im Stan- de ist? Gott ist ja so billig, daß er nicht mehr von ihm verlangt, als er leisten kan. Thut er dieses, so gilt es in Rücksicht auf

ihn für die höchste Feier. — Der regelmäßige Gesang der Mönche freute mich ungemein. Er schien, nur eine einzige starke Stimme zu seyn. In den Zeremonien und übrigen gottesdienstlichen Handlungen herrschte die pünktlichste Ordnung. Alles wurde mit einem Anstande vorgenommen, der völlig der hohen Würde der Sache entsprach, und von der wahren Andacht und Geistlichkeit der handelnden Personen zeugte. Andere Herren Geistlichen, die mit Gott, durch den täglichen Umgang, so gemein geworden, daß sie im Kore thun, als wenn sie zu Hauße wären, und mit ihrem Nachbar schwäzzen und lachen, solten sichs nicht zur Unehre halten, die Mönche hierin zum Beispiel und Muster zu nehmen. Sonst mögen sie sich nicht wundern, warum die Klosterkirchen fleißiger, als die Ihrigen, besucht werden. — Wenn ich von dem Spielen des Orglers auf seinen Karakter phisiognomiren darf, so ist er Einer von den Lustigmachern, die man in den Klöstern, hauptsächlich wenn ein gutes Gläschen Wein auf dem

Tische blinkt, nicht selten antrift, und an denen gewisse Orden fruchtbarer, als andere, sind. Der Mann spielte unter der Begleitung des feierlichen Korals allerhand lustige Liederchen, die sich besser zum Bierkruge oder zur Weinflasche, als in die Kirche, schikten.

Nach dem Gottesdienste ging ich in den Klostergarten, wo ich viele Mönche antraf, und mich mit ihnen recht angenehm unterhielt. Von alter Bekantschaft her wußte ich, daß die Meisten gute, muntere und aufgeklärte Leute waren. Ich kan aufrichtig gestehen, daß ich nach dem Umgange, den ich überhaupt mit Mönchen gehabt, unter ihnen eine Menge von der besten Denkart gefunden habe. Vielleicht ist dieses einem blossen Ungefär zuzuschreiben. Ich gebe dieserhalb meine Bemerkung nicht für allgemein aus. Man trift unter ihnen so, wie in allen Ständen, Dumme, Böse und Ungesittete an. Einer von ihnen klagte mir, daß die enge Verbindung einiger seiner Mitbrüder

mit Weltlichen der Klosterzucht sehr schade. In dieser Rüksicht müßten sie manches durch die Finger sehen, das sie sonst scharf ahnden würden. Ich habe mich sehr gewundert, daß von 30. bis 40. Personen, die in einem Kloster zusammen wohnen, oft eine lange Reihe Jare durch, keine auffallende schlechte Handlung bekant wird, da es heutiges Tags Leute genug gibt, die, wenn sie ihnen auch kein Verbrechen andichten, doch ein wachsames Auge auf sie haben, und eine Mücke sogleich zu einem Elefanten machen. Eben der Lärm, den man über die Geringste ihrer Ausschweifungen erhebt, dient mir zum Beweis, daß sie fromm und tugendhaft leben. Bei groben Verbrechern übersieht man ein kleines Vergehen. Vielleicht ist dieses die Ursache, warum man Leuten, die über die Mönche schreien und toben, vieles durch die Finger sieht, und vielleicht solte Mancher von den Herren Splitterrichtern neben einem Mönch, den das Kloster selbst für ausschweifend hält, noch immer eine schlechte Figur machen.

Ein dreimaliger Anschlag an die Tisch-glocke verkündigte uns, daß das Essen auf-getragen werde. Es war eben Fasttag. Der Ordensheilige, dessen Fest heute began-gen wurde, und der gewiß im Leben seinen Leib durch strenges Fasten abgetödet hatte, dachte nun im Himmel so billig, daß er den Tisch seiner Ordensbrüder mit einigen Spei-sen vermehrte, und schlechten Wein in Gu-ten verwandelte; denn gewönlich wird hier, obschon das Kloster sehr reich ist, nicht zum besten gespeißt und getrunken. Die Ursache dieser Sparsamkeit mag wol in einem alten Herkommen, worauf in Klöstern fest gehal-ten wird, oder in dem Eigennutze der Oeko-nomen liegen. Wenn die alten Mönche nicht auch gern etwas Gutes äßen und trän-ken, so glaubte ich, daß diese die Verbesse-rung ihres Tisches aus dem Grundsatze: „Zu unserer Zeit war's auch so„ und aus Eifersucht gegen ihre jüngern Mitbrüder ver-hinderten. Möchten doch immerhin die Mön-che überhaupt diesem Grundsatze, was ihre Mägen betrift, getreu bleiben, wenn sie ihn

nur

nur nicht zum Schaden der Wissenschaften und zu Hegung eingewurzelter Vorurteile, die oft an den Aberglauben grenzen, hartnäckig beibehielten! — Als mir eben die Fische und das Gebakkene recht wol schmekte, fiel mir ein, daß eigentlich nur die Armen und Mittelleute die Fast- und Abstinenztäge fühlten; denn den Vornehmen und Reichen, die 2. bis 3. Stunden an einer vollen Tafel sizen, dienen sie nur noch zum Wechsel. Und doch sind es diese eben, die am meisten um Dispensation nachsuchen. — Die Bemerkung, daß die Mönche gern von Essen und Trinken reden, fand ich hier von neuem bestätigt. Da bei ihnen Manches für unanständig gehalten wird, was in dem Munde eines Weltmannes nicht anstößig ist, und überhaupt ihnen wenige Vergnügungen gestattet werden, so halten sie Essen und Trinken für Eine der größten Glückseligkeiten, und folglich sprechen sie auch oft und gern davon. — Nach dem Essen wurde im Garten gekegelt. Dies fand ich schiklicher und der Gesundheit zuträglicher, als Kartenspiel,

das gewönlich mit Zank, Betrug, Zeitverlust und Geldbegierde verknüpft ist.

Da ich schon den andern Tag wieder abreisen wolte, so blieb mein würdiger Pater bis zur Mitternacht auf meinem Zimmer, wo wir uns noch recht ausschwäzten, und dann zusammen in die Metten gingen. Die Heiligkeit des Orts, das Feierliche der Nacht, der erleüchtete Altar, der pathetische Gesang, in den mein Pater mit seiner meisterhaften Orgel so sanft und fromm hineinspielte, als er selbst ist — alles dieses stimmte meine Sele zu den erhabensten Empfindungen, und ich errinnere mich, nie so andächtig gewesen zu seyn. Nach der Metten nahmen wir von einander den rührendsten Abschied, und ich machte mich nach einem kräftigen Schlafe mit Anbruch des Tags auf den Weg. Gegen Mittag kam ich gesund und vergnügt zu Hauße an, wo mir Malchen, die sich Ihnen tausendmal empfielt, aus dem Garten mit freüdigen Schritten entgegen eilte, und jezt sage ich Ihnen

nen nur noch, daß ich heute so, wie gestern, bin

Ihr

Freünd
L.

Siebenter Brief.

Die Bemerkungen, die Sie, lieber Sternfeld, über die standesmäsige Gesellschaft bei dem Herrn v. . . gemacht haben, finde ich vollkommen gegründet, und ich werde durch ein Freikonzert, das unser guter Fürst wöchentlich Einmal auf seinem Lustschlosse Friedrichsruhe gibt, von der Warheit derselben nur noch mehr überzeugt. Dieser Herr verbindet mit der erhabensten Denkart solche menschenfreundliche Gesinnungen, die in den Herzen seiner Unterthanen die ehrfurchtvollste Liebe erwekken. Jeder nähert sich ihm mit kindlichem Zutrauen, und entdekt ihm, wie seinem Vater, mit

der aufrichtigsten Offenherzigkeit sein Anliegen. Sein liebevolles, zuthätiges Gesicht zeigt, daß er an demselben wahren Anteil nimt, und von Herzen zu helfen wünscht. Mit bewundernswürdiger Gedult und ununterbrochener Aufmerksamkeit hört er die verwirrteste Erzälung gemeiner Bürger an. Er weiß, wie tröstlich es für einen Bedrängten ist, wenn er seine Noth andern, und besonders seinem Fürsten umständlich klagen kan. — Obwol er gegen die Menschen überhaupt nicht mißtrauisch ist, so glaubt er doch nicht jedem, der ihm seine Projekte und gute Eigenschaften anrühmt, aufs bloße Wort. Er prüft ihn entweder selbst, oder fragt andere, die genaue Kentnis von ihm haben. In einer kritischen und bedenklichen Sache begnügt er sich nicht sogleich mit der geschwinden und entschlossenen Antwort eines Ministers. Der langsamere und überlegte Rath eines einsichtvollen Mannes scheint ihm wichtiger; doch folgt er in eilenden Fällen, und wo Gefar auf dem Verzuge haftet, der Meinung des Erstern.

Den

Den Werth der Menschen bestimt er nach ihrem guten oder bösen Willen. Diesem Grundsatze zu Folge hat Niemand blos in Rüksicht auf Stand und Würde bei ihm einen Vorzug. Den äusserlichen Unterschied der Stände nimt er nur in so fern an, als er zur Erhaltung des Ganzen notwendig ist. Eine Warheit, die zwar die Meisten einsehen, aber nicht Kraft genug haben, um davon Gebrauch zu machen! Diesemnach sieht er sich so gut für einen Diener des Staats an, als den Mann, der seinen Unterthanen die Stunden verkündigt. Große Titel, tiefe Büklinge, prächtige Paläste, Hofgepränge und dergleichen, das guten und bösen Fürsten gemein ist, hat in seinen Augen nicht mehr Werth, als ein Stern, der auf jeder Brust gleich stark glänzt. Der süsse Gedanke, das Wohl des Staats befördert zu haben, und die ungeheuchelte Liebe seiner Unterthanen sind ihm die einzige unschäzbare Vergeltung für seine Mühe und Arbeit. Den rechtschaffenen und verdienstvollen Mann schäzt er so sehr, als er den

Schurken und faulen Dummkopf verachtet; denn der, welcher von Natur aus nicht viel Verstand hat, ist für ihn so, wie der Arme, ein Gegenstand des Mitleids. Finden Sie nicht viel Aehnlichkeit zwischen unserm Fürsten und Ihrem Herrn v. E.?

Der Kontrast muß doch auch etwas Aehnliches in sich haben, sonst wüßte ich nicht, wie mir bei dem vortreflichen Bilde unsers Fürsten der Herzog von · · · eingefallen wäre. Denken Sie nicht manchesmal nahe vor dem Heiligthume an den Teufel? Regent und Geist macht in beiden die Aehnlichkeit; aber welcher unendliche Abstand zwischen Gott und dem Teufel, zwischen unserm Fürsten und dem Herzog! Von einem herzoglichen Vater und Mutter geboren, glaubt er mit eben dem Rechte Herr über seine Unterthanen zu seyn, als Eigenthümer von den Pferden, die er von seinen Eltern geerbt hat. So wie er diese zu Tode jagt, opfert er jene seiner lächerlichen, kriegerischen Ruhmsucht auf, und verschwendet

ihre Güter in prachtvollen Opern, an köstlichen Tafeln und auf unnützen Reisen. In ein gestiktes, mit einem großen Stern beseztes Kleid gestekt sieht er stolz, ohne den herzoglichen Nacken zu beugen, auf seine knienden Unterthanen herab. Und diese bessern Menschen, deren Leben eine Kette von Elend und mühsamer Arbeit ist, ernähren und bewachen ihn! — Nur hübsche Mädchen oder deren Eltern haben die höchste Gnade, sich ihm zu Füssen zu werfen, und von ihm huldreichst von der Erde gehoben zu werden. Ihre Bitten sind gerecht, und werden mit der schärfsten Strenge wider den ungehörten Gegenteil vollstrekt. Eine dreifache Wache von hohen, rauchmüzigten Grenadiren, die hungrig den Schweiß der Unterthanen verzeren, hält trozig den gemeinen Bürger vom Schloßthore ab. Ist er aber auch so glüklich, durch Flehen und Geschenke, bis zur geheiligten Person seines Landesvaters zu kommen, dann wird sein Anbringen, zu dem er sich lange zuvor ängstlich vorbereitet hat, nur obenhin angehört, und es ist vergessen

gessen, ehe er noch die weite Flügelthür hinauskriegt. Aber nun tritt ein geschmeidiger Höfling herein, und trägt ihm eine neue Art von Lustbarkeit, die sein zierlich aufgekraüselter, geniemäsiger Kopf vor kurzem erfunden, in einer glatten, fremden Sprache vor. Der Landesvater hält noch die Bittschrift des Bürgers in der Hand, und — jezt zerreißt er sie, unter tiefem Nachdenken über den Vorschlag des Höflings, nach und nach in kleine Stükchen. Die Verlaümdung treibt seine geschiktesten Leute aus dem Lande, und Projektenmacher und Windbeütel kommen dafür hinein. Seine Unterthanen haben gleiches Schiksal mit ihrer Muttersprache. — Doch ich breche ab. Nichts zeugt so deutlich von der Unvollkommenheit dieser Welt, als die Nothwendigkeit, Regenten zu haben. Die Geschichte bestätigt diesen Saz. Eine lange Reihe Regenten war oft die Plage von vielen Millionen Menschen. Und doch ist dieser Zustand besser, als Anarchie. Man wende mir nicht ein, daß, wenn die Menschen tugendhaft lebten, sie keine Regenten

notwen=

notwendig hätten. Ich gebe dieses gern zu. Genug aber, daß sie seit fast sechs tausend Jaren nicht tugendhaft gelebt haben. Absolute und hipothetische Notwendigkeit ist im gegenwärtigen Falle einerlei. Kinder und Verschwender müssen sich durch Vormünder regiren lassen."

Wie freüe ich mich, lieber Sternfeld, daß uns der Himmel mit einem so guten Fürsten gesegnet hat! Ich füle seinen Werth durch die Beschreibung des Herzogs nur noch in höherm Grade. Je finsterer es ist, desto heller nnd prächtiger stellt sich ein Feüerwerk unsern Augen dar. Die Menschen gewöhnen sich durch die Länge der Zeit so leicht an das Gute, daß sie dasselbe kaum halb empfinden, und es zulezt gar für notwendig halten. Sie solten immer bedenken, daß sie es verlieren könten, und sich andre vorstellen, die nie so glüklich waren, es zu besizen. Sie verzeihen mir also meine kleine Ausschweifung auf den Herzog, für die ich Sie noch mit der Nachricht von unserm

ſerm Freikonzerte ſchadlos zu halten, denke.

Dieſes gibt unſer vortreflicher Fürſt, wie man ſagt, hauptſächlich um ſeine Unterthanen kennen zu lernen, und unter ihnen Einigkeit und gutes Vernehmen zu erhalten. Adliche und Bürgerliche bis auf den Kaufmann haben freien Zutritt. Er ſieht ſo wenig auf Kleider, daß man in Stiefeln und Ueberrocke erſcheinen darf. Jeden behandelt er mit der herablaſſendſten Menſchenfreündlichkeit, die keine Frucht einer elenden Politik, ſondern das Reſultat eines vieljärigen Nachdenkens über den Menſchen iſt. Viele von den Adlichen, und vorzüglich die, welche Kopf haben, ahmen das Beiſpiel des Fürſten nach. Manche ſcheinen, ſich nach ihm zu bilden; die Verſtellung zeigt ſich aber ſo augenfallend in der erzwungenen Freündlichkeit, daß ſie beſſer thäten, wenn ſie ihren natürlichen Stolz beibehielten. Einige von den adlichen Frauen beſuchen zwar, um dem Fürſten keinen böſen Begrif von dem,

was unter ihrer Haube stekt, beizubringen, diese gemischte Gesellschaft; sie halten sich aber auf eine feine Art, die auch der Dümmste nicht merkt, in einem Zimmer von den übrigen abgesöndert, und suchen eben durch dieses Zusammenschließen den Bürgerlichen den Zutritt zu ihren hoch- und respective hochwolgebornen Personen zu erschweren. Da sitzen sie nun allein, und fülen sich, daß ihre Frau Mama sie adelich geboren hat, welchem Zufalle jedes Gänsehirtenmädchen so gut, wie sie, hätte unterworfen werden können; unterdessen daß die Bürgerlichen, die den Tag über für den Staat gearbeitet haben, vor lauter Freüde, an die geschlossene Gesellschaft, die sich von jedermann bemerkt glaubt, nicht einmal denken. Vielleicht ist manchen eine solche adelich-bürgerliche Zusammenkunft noch lieber, als eine Reine, weil der Abstand zwischen ihnen und gemeinen Menschen darin sichtbarer ist. Die unseligen Mitteldinge zwischen uraltem Adel und Bürgerlichen sind gewönlich die Spitzigsten in diesem kritischen Punkte, und folglich

die Stümpfsten an Verstande. Jedoch behüte mich der Himmel, daß ich alle die, welche ihre gesezmäsige Ahnenzal mit Brief und Siegel ohne allen Widerspruch beweisen können, von diesem pöbelhaften Dünkel freisprechen sollte.

Ich, lieber Sternfeld, lasse solche hochmütigen Geschöpfe schlechtweg sizen, und frage nicht einmal, ob sie vom hohen, mittlern oder niedern Adel sind? Hätte mich Ihr werthes Schreiben nicht an sie errinnert, so wären sie auch jezt von mir unbemerkt geblieben. Meinetwegen mögen sie sich blähen, wie die Kröten; nur sollen sie ihr Gift nicht an mir auslassen. Ich mag der Gegenstand ihrer stolzen Demut nicht seyn. Sie sollen nicht mit mir reden, blos um mit mir geredet zu haben.

Malchen besucht das Freikonzert recht fleisig. Sie wissen, was sie für eine enthusiastische Liebhaberin von Musik ist. Neulich spielte sie darin eine Sonate von Mozard

zard mit vielem Ausdruk und zierlicher Fertigkeit. Sie wünschte nichts, als daß Sie sie mit ihrer singenden Geige begleitet, und manchesmal in der Hitze Ihres musikalischen Eifers Stille geboten hätten. Die Meisten und hauptsächlich die weiblichen Zuhörer gehen hinein, um zu schwäzen, und um zu sehen, und wieder gesehn zu werden. Der Gedanke, daß sie sich Abends im lichterhellten Sale mit einem neuen Kleide oder einem langen Pelzmantel zeigen können, heitert sie für den ganzen Tag auf, und manche Männer und Dienstboten bekommen bei dieser Gelegenheit von ihren sonst mürrischen Frauen auch ein freundliches Gesicht, das sich aber nach geendigtem Konzerte bald wieder in seine vorigen Falten zieht; denn zu Hauße fülen sie, der Menge Kinder und der Gesellschaft ihres Mannes ungeachtet, immer schrekliche Langweile. — Der blitzende Kronleüchter, der manchen Feler von einer vorteilhaften Seite zeigt, hat jezt in ihren Augen mehr Werth, als die liebe Sonne, die zwar Welten erleuchtet und wärmt,

dabei aber so wenig monde hat, daß sie, troz des überhängenden, blendendweissen Huths, alles natürlich darstellt. Da schielt nun die Jungfer Nachbarin mit verstolenen Blicken nach dem ausländischen Putze. Die Gepuzte thut, als wenn sie es nicht bemerkte, und freüt sich inniglich über die neidische Schielerin. Aber jezt dreht sie sich um, und gibt ihr den ganzen Geschmakvollen Anzug, wenigstens von hinten, Preis, der dann mit einem schärfern Beobachtungsgeiste, als das Insekt eines Naturforschers, untersucht wird. Junge Herren pflanzen sich zierlich hinter die Stüle der Fraunzimmer, und beügen sich, wenn sie zu ihnen reden, mit einem gewissen Anstande hervor. Spricht der Herr französisch, und das Fraunzimmer hat auch einige Gespräche des Pepliers auswendig gelernt, dann wird so laut parlirt, daß es jedermann hören kan, und als wenn es doch Niemand hören sollte. Versteht Sie manches nicht, je nun! so lacht sie hell auf, und der Herr lacht ihr zu Gefallen hell auf mit. Ich bedaure immer

die

die guten Mädchen, die, ohne einen solchen vornehmen Diener hinter sich zu haben, so da sitzen, zu einer Zeit, wo die Sonne schon längst unsern Gesichtskreis verlassen, vor Langweile mit dem Sonnefächer spielen, und die kindische Ausgelassenheit ihrer alternden Nachbarin mitansehen müssen. Viele stellen sich an Plätze, wo sie leicht von dem Fürsten bemerkt werden können, oder sie drängen sich, um die Gnade zu haben, mit ihm zu sprechen, durch die Menge fast mit Ungestümm durch. Eifersüchtig und mit unverwendeten Augen blicken sie auf diejenigen hin, mit denen der Fürst sich lange Zeit unterhält, und muthmasen den Inhalt des Gesprächs aus Minen und Geberden.

Ich, bester Sternfeld, liebe den Fürsten von Herzen; aber ich thue keinen Schritt, um mit ihm an einem öffentlichen Orte zu reden, oder von ihm gesehn zu werden. Es scheint mir eine Art von Pralerei und kleiner Niederträchtigkeit zu seyn. Und beides hasse ich von Grund der Sele. Indessen werden

den Menschen, so lang sie Menschen sind, immer auf gleiche Weise, einmal etwas mehr, das andre mal weniger, forthandeln. Dies kan man auch ganz gern geschehen lassen. Wir hätten ja ausser dem oft nichts zu lachen, und uns einander zu schreiben; doch schreibe ich nichts lieber, als daß ich bin.

Ihr

N. S. Bald hätte ich vergessen, Ihnen zu sagen, daß der Fürst Malchen nach gespielter Sonate ein freudiges Brava zurief, und ihr den andren Tag mit dem neuesten Konzerte von Mozard ein Geschenke machte. Es geht mir fast, wie den Mädchen, die, wie man sagt, die Hauptsache gewönlich in die Nachschrift bringen sollen.

Freünd
L.

Achter Brief.

Mein guter, alter Vetter ist nach einem achttägigen Bettlager vorige Woche an einer Entkräftung gestorben. Ich war diese Zeit über zu betrübt, als daß ich Ihnen, lieber Sternfeld, seinen Tod eher hätte berichten können. Noch jezt schwebt mir sein trauervolles Bild beständig vor Augen, und erregt in mir eine stille, sanfte Betrübnis, in der ich mich stundenlang unterhalten kan. Ich weiß, daß diese so gut, wie eine große Lustbarkeit, mir in meiner jetzigen Lage unzuträglich ist; meine Vernunft hat aber nicht Stärke genug, diese Todesgestalt aus der Einbildungskraft wegzuwischen, oder sie in einen Engel des Lichts zu verwandeln. Und mein Vetter ist doch jezt gewiß nicht mehr der blasse, abgezehrte Körper, unter dem ich mir ihn vorstelle. Seine Bande sind zerrissen. Er ist frei, und athmet vielleicht schon in diesem Augenblick reine Himmels-Luft. Unfelbar bedauret er, daß ich noch

in diesem körperlichen Kerker eingeschlossen bin. Ich will aber auch den falschen Saz annehmen, daß er nicht mehr sei. Gut, so ist er doch nicht der furchtbare Tode, der jezt im Grabe modert.

Mein Vetter machte auf dieser Welt nicht viel Lärm. Er war ein stiller, ordentlicher Mann. Seinen Dienst versah er mit der gewissenhaftesten Pünktlichkeit, und in seiner Haushaltung herrschte die größte Ordnung. Er war nur wenigen bekant; aber diese liebten ihn von Herzen, und bezeugten eine ungemeine Freude, wenn er in ihre Gesellschaft trat. — Viele Menschen loben eine solche verborgene Lebensart, und ziehen sie dem ausgebreitesten Ruhme vor; in der That zeigt sich jedoch, daß es ihnen nur desto lieber ist, je mehr von ihnen gesprochen wird. Es wäre zu wünschen, daß sie immer durch Handlungen bekant würden, die ihrem Nächsten wahren Nutzen brächten!

Er war nicht gelehrt; hatte aber einen guten, gesunden Menschenverstand, mit dem er oft im gemeinen Leben richtiger urteilte, als der spizfindigste Kritiker. Er sagte, daß er bei dem ersten Anblick eines fremden Menschen ein gewisses Gefühl in sich spüre, wonach ihm derselbe gut oder böse scheine. Er suche jedoch dasselbe, obschon es ihn noch selten betrogen habe, zu unterdrücken, und sich durch Thatsache zu überzeugen.

Ich entsinne mich nie, daß Jemand über ihn geklagt habe; er begleitete aber auch eine Stelle, die ihn mit Wenigen in ein enges Verhältnis brachte. Ich, meines Orts, glaube, daß die, welche vermöge ihrer Stelle mit andern oft in Verhältnis kommen, nicht jedermann zu Freunden haben können. Wäre man ihnen durchaus gewogen, so möchte ich fast auf die Vermutung gerathen, daß sie ihre Schuldigkeit nicht thäten.

Obschon er seine Religion gründlich studirt hatte, so glaubte er doch dabei einfäl-

tig. Indessen hielt er nicht alles, was in den Büchern steht, oder mancher Geistlicher ihm sagte, für Glaubensartikel. Die Religion, welche die mehresten und schiklichsten Mittel hat, gute und gewissenhafte Menschen zu machen, schien ihm die beste. Ungeachtet alles dessen, was über das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Sele geschrieben worden, fand er die natürliche Religion unzureichend, die Leidenschaften der Menschen zu bändigen. Er sagte, daß er auf diese Art fortleben würde, wenn er auch glaubte, daß er nach dem Tode weder etwas zu hoffen, noch zu fürchten habe.

In seinem Leben gab er reichlich Almosen; denn er sagte, daß es keine Kunst wäre, sein Vermögen nach dem Tode, wo man es nicht mehr brauchen könne, andern zu überlassen.

Er äusserte immer seine Verwunderung, wenn er sah, daß der Arzt, nach einer halbviertelstündigen Ausforschung des Kranken,

sogleich

sogleich ein Rezept verschrieb. Er meinte, daß dieses entweder schaden müsse, oder wenigstens nicht helfen könne. Er prieß die jeztlebenden Menschen glüklich, weil die Aerzte nicht viel chimische, sondern mehr Kräuterarznei brauchten, als durch welche leztere weniger getödet würden. Von der Arzneiwissenschaft hatte er eben keine hohen Begriffe, teils wegen dem Widerspruche der Aerzte unter sich, teils weil die meiste Arznei der vorigen Zeiten heutiges Tags nichts mehr gelte, und die Jetzige künftig wieder verworfen werden möchte, teils weil man nicht in den Leib hineingukken könne, und wegen Verwickelung und Veränderung der Umstände die Arznei mehr schaden, als nützen könne. Er hielt es für die Aerzte sehr vorteilhaft, daß man nicht wisse, ob die Natur oder sie geholfen hätten, und ob die Krankheit zu heilen gewesen wäre? Er wünschte, daß die Aerzte nicht Arznei gäben, blos um Arznei gegeben zu haben; denn sie schmecke nicht gut, und koste viel Geld. Im Durchschnitte hielt er die Un-

schul-

schuldigste für die beste, weil sie am wenigsten schädlich wäre. Indessen bediente er sich selbst eines Arztes, und glaubte, daß, so lange die Welt stünde, die Menschen Aerzte brauchen würden.

In seinen Krankheiten hatte er die besondere Grille, daß er durchaus keine Besuche annahm. Er hielt dafür, daß die meisten Krankenbesuche aus Etiquete und Gewonheit gegeben würden, daß die wenigsten Menschen des andern Unglük sehr fühlten, und bei dem Anblick eines Kranken sich wol gar ihrer Gesundheit freüten. Statt daß er durch Besuche solte aufgeheitert werden, schlüge dieser Gedanke ihn noch mehr nieder, und es schiene, als wenn er seine Krankheit in Gegenwart eines Gesunden nur stärker empfände. Daher tröstete sich auch ein Kranker leichter bei einem Kranken, als bei einem Gesunden, besonders wenn er die nämliche Krankheit habe. Sie dörfte jedoch nicht zum Sterben füren, sonst würde der Trost durch die Erinnerung des Todes erstikt.

stik. Er sagte selbst, daß, wenn dieses auch eine Grille wäre, dieselbe doch, wie viele ihres Gleichen, etwas Wahres in sich enthalte. Da sie Niemanden schade, ja vielmehr die meisten Menschen der Krankenbesuche gern überhoben seyn möchten, so könte man ihn wol derselben nachhängen lassen. Er pflegte, lächelnd noch hinzuzusetzen, daß oft das angenehme Gefühl Gesunder bei Kranken einer kleinen Schadenfreüde, und das Mißvergnügen Kranker bei Gesunden einem geheimen Neide nicht unähnlich sehe; ja daß man bei denen, die andrer Unglüksfälle erzälten oder mitanhörten, ungeachtet des mitleidigen Gesichtes, Merkmale von unterdrüktem Vergnügen wahrnehme, das vielleicht in der Begierde der Menschen, andern überlegen zu seyn, seinen Grund haben möchte. Daher zeige sich auch dieses Vergnügen wenig oder gar nicht, wenn der Unglükliche dabei umgekommen wäre, oder der Erzäler und die Zuhörenden mit ihm in gar keinem Verhältniße stünden.

Von seinem Begräbnis und der Trauer würde er, als von sehr unbedeutenden Dingen, gar keine Erwänung gethan haben, wenn er nicht aus der Erfarung gewußt hätte, daß man dabei gern unnütze Kosten mache. Er wollte schlecht und ohne alles Gepränge auf den Kirchhof begraben seyn, weil es eben so viel Stolz und Mangel an Philosophie verrathe, wenn man verlange, in einen Garten oder in die Kirche gelegt zu werden. Er verbot ausdrüklich alles Trauern. Um nicht nach seinem Tode für karg ausgeschrien zu werden, hinterließ er seinen Dienstboten statt der Trauer etwas an Gelde, und seinen nächsten Verwanden vermachte er auch eine ansehnliche Summe, jedoch unter der Bedingung, daß sie nicht trauern, sondern solches den Armen, denen sie gewönlich Almosen zu geben pflegten, mittheilen solten.

PASSAU

Finden Sie, lieber Sternfeld, dieses nicht klüger und nüzlicher, als wenn man das Geld zum reichen Kaufmann trägt, sich

dafür

dafür ein schwarzes Kleid kauft, dasselbe eine bestimte Zeit — so läßt sich der Schmerz abmessen! — um lebender Menschen Willen herumträgt, und nicht weiter an den Verstorbenen denkt? Noch freuen mich die heitern Gesichter und die Segenswünsche der Armen, die das Almosen erhielten. Manche alte, kranke Mutter wird davon gekleidet, und manches hungrige Kind gesättigt werden. Die ärmsten Familien müssen sich, besonders bei einer großen Anzal Kinder, wegen diesem kostspilligen Vorurteil in Schulden stecken. Niemand fühlt ihre Noth; aber um Verstorbene, die nicht mehr empfinden, muß man in tiefer Trauer gehen. Kaufleute und Schneider mögen immerhin das Trauern vertheidigen. Ich vergebe es ihnen so gern, als den Holländern, die die Fasten zu erhalten suchen. Es gibt so viele Schurken, frohe Erben, und gleichgültige Verwanden, die uns ihre Traurigkeit durch die schwarze Farbe vorheücheln, daß man sich schämt, ihnen auch nur in der Farbe zu gleichen. Ich begreife nicht, wie sich Leute, die

die die schmerzliche Krankheit oder den Verlust eines Freundes warhaft fühlen wollen, schon einige Tage vor dessen Tode, oder sogleich nach demselben mit eiteln Trauerputze beschäftigen können. Ein Dichter, der kurz nach dem Hintritt seiner Gattin ein schönes Trauergedicht verfertigt, scheint mir eben nicht traurig zu seyn. Je künstlicher dasselbe ist, desto weniger empfindet er. Manche, denen die Trauer hübsch steht, oder die schwarze Kleider liegend haben, wünschen, um sich zärtlich und bei Gelegenheiten schmachtend zu zeigen, oder den schönen Puz vor den Motten zu bewaren, wol gar zu Zeiten den Tod eines alten Oheims. Neulich sah ich eine gewisse Frau, an dem Beerdigungstage ihrer Tochter, im größten Trauerstate über die Strase gehen. Mag diese unter dem stundenlangen Anzuge vor dem Spiegel viel an ihre Tochter gedacht haben? Eine Jungfer sagte: „Ich ging gern „auf den Bal, wenn ich nur nicht in Trauer „wäre.„ Diese trauerte nun wol in der That, zwar nicht über ihren Verwanden, sondern

über die Trauer selbst. — Und eben solche sind es gewönlich, die am meisten schreien, oder wenigstens bedenkliche Minen machen, wenn nicht alle Trauerkleinigkeiten auf das pünktlichste beobachtet werden. Spricht man mit jedem der Trauerlustigen insbesondere, so geben sie gern zu, daß es ein höchst lächerliches Ding sei; im Angesichte der Welt aber wollen oder können sie sich nicht darüber hinsetzen. Wenn denn nun aber doch getrauert werden soll, so verträten ja ein schwarzes Haubenband und eine Armbinde so gut die Stelle des innerlichen Schmerzens, als ein schwarzer Ueberzug vom Scheitel an bis unter die Fußsole. Dieses ist eine ausgemachte Warheit; aber eben dieserhalb findet sie keine Anhänger. Hätte mein Vetter für Geld eine gewisse Anzal Menschen mit schwarzen Schellenkappen hinter seinem Sarge hergehen lassen, was gilts? er würde Nachfolger haben. Es gibt sogar Leute, die auf dem Todesbette eine Art von Freude empfinden, wenn sie denken, daß sie ein schönes Leichenbegängnis haben, oder

viele schwarze Menschen aus ihrer Familie da herumgehen werden.

Mein guter Vetter starb getröstet, ruhig und sanft. Dieses finde ich bei unstudirten und gemeinen Leuten gewönlicher, als bei Philosophen, die in ihrem Leben darauf studirt haben, philosophisch zu sterben.

Ich freüe mich, lieber Sternfeld, daß nach dem schmerzlichen Hintritt meines Vetters Sie noch leben, und daß ich Ihnen sagen kan, wie sehr ich bin

Ihr

Freünd
L.

Neünter Brief.

Der Fürst hatte nicht so bald den Tod meines Vetters vernommen, als er dessen Sohn zu sich rufen ließ, ihn zum

Hof=

Hofrath ermante, und sagte, daß er sich freue, in ihm die Verdienste seines Vaters belohnen zu können. Die unvermutete Beförderung dieses würdigen jungen Mannes wird Ihnen, lieber Sternfeld, um so grössers Vergnügen machen, da Sie mit ihm einige Jare auf hohen Schulen gelebt haben, und Zeüge seines unermüdeten Fleißes gewesen sind. Er ist keiner von denen, die, ohne alle Hilfswissenschaft, nur die Oberfläche der Rechte kennen; um mit Litteratur zu pralen, Bücherverzeichnisse auswendig lernen; einige Zeit bei einem Advokaten schreiben, und dann glauben, daß die Praxis an ihnen einen vollkommenen Richter ausbilden werde. Ein guter Theoretikus kan ein vortreflicher Praktikus werden; aber seichte Theorie macht nie einen gründlichen Praktikus. Die überhäuften Dienstgeschäfte lassen nachher nicht so viel Zeit übrig, daß man das Versäumte nachholen kan. Unterdessen lehrt doch die tägliche Erfarung, daß solche Leüte, weil sie ein gutes Mundwerk und die Gabe, sich einzuschmeicheln,

Staatl. Bibliothek Passau

haben, Männern von ausgebreiteten Kentnissen die wichtigsten und einträglichsten Stellen wegschnappen. Sie werden Advokaten und Richter, und machen Jahr aus Jahr ein so gut ihre Schriften und Urtel, wie die Geschiktesten, nur mit dem kleinen Unterschiede, daß den Klienten die Beutel gefegt werden, und mancher Unrecht behält, der ohne sie Recht gehabt haben würde. Da nun einmal das Amt den Mann hat, und er nicht ohne große Schande desselben kan entsezt werden, so rechnet man das Gethane Unrecht unter die Zufälle. Ich begreife überhaupt nicht, mit was für einem Gewissen Herren, deren mächtiges Vorwort alles gilt, oder denen das Examen aufgetragen ist, Leüte für tauglich zur Doktors oder Richterwürde ausgeben können, von denen sie zum voraus wissen, daß sie Menschen töden, oder ihre Güter rauben werden. Doch, ein Bißchen Philosophie, das auch heütiges Tags der Dümmste hat, Unglaube, Länge der Zeit und Lustbarkeit heilen die schärfsten Gewissensbisse. Ja, es ist noch ein

ein Glük, wenn nur etwas zu heilen da ist.

Wenn nun folgends Fremde den Landeskindern ohne Unterschied vorgezogen werden, dann ist gar das Uebel am höchsten gestiegen. Fürsten haben nicht selten das Vorurteil, daß sie Auswärtige für gelehrter und geschikter, als Einheimische, halten. Sie messen die Wissenschaft nach ihrer Dreistigkeit ab, sich auswärts, als einen Mann von vorzüglichen Kentnissen auszugeben. Nun bereisen die Fürsten gewönlich gern fremde Länder, und leben darin freier, als zu Hause. Sie bekommen also für alles, was fremd ist, eine gewisse Vorliebe, die ihnen das Einheimische verächtlich macht. Oft treffen sie auch solche Ebentheüerer auf ihren Reisen an, dann werden sie, besonders da das Zusammenkommen an einem dritten Orte, wo man sorgenlos und munter ist, eine Art von Zuneigung erwekt, sogleich für ihr Land angeworben. Nach einiger Zeit findet sich zum größten Schaden der Unter-

thanen, daß man sich in seiner Vermuthung betrogen hat, und der berühmte Fremde geht, wenn er nicht mit Schande fortgejagt wird, eben so still ab, als er mit Lärm angekommen ist. Gesezt aber auch, daß er die gepriesenen Wissenschaften besizt, und mit denselben Fleiß und Ehrlichkeit verbindet, so fehlt ihm doch die innere Kentnis des Landes. Er wird nicht von dem Patriotismus beselt, der Einheimische zu großen, uneigennüzigen Handlungen fürs Beste des Vaterlandes, ihrer Mitbürger, Verwanden und Freünde anfeüert, und die Unterthanen werden nicht leicht das Zutrauen und die Liebe gegen ihn haben, die sie für Landeskinder fülen, deren Eltern und Großeltern ihnen durch vieljärige, wichtige Dienste bekant sind.

Unter solchen Umständen bleibt den Einheimischen nichts, als die Auswanderung übrig. Mit wie vielen Kosten und Widerwärtigkeiten ist aber dieselbe verknüpft! Der junge Mann muß sich lange Zeit in einer frem-

fremden Stad aufhalten, ehe er Zutritt in ein ansehnliches Haus bekömt. Er muß sich vor Leüten beügen und krümmen, die vielleicht kaum den halben Teil seiner Geschiklichkeit besitzen, und noch froh seyn, wenn diese sich nur die Mühe nehmen, seine wissenschaftlichen Kentnisse zu untersuchen. Zehnmal kömt er in seinem Festtagsstate, mit dem Huthe unterm Arm, und dem Spiese an der Seite, und zehnmal wird er von einem Kammerdiener, der noch stolzer, als sein Herr, ist, oder von groben Bedienten abgewiesen. „Der gnädige Herr lassen heü„te Niemanden vor sich. Sie haben brin„gende Geschäfte. Es ist heüte Posttag. „Sie sitzen noch an der Tafel. Sie wollen „eben nach Hof faren.„ Dies sind oft die Unwarheiten, die entweder der politische Kammerdiener, um eher von der Aufwartung befreit zu seyn, selbst ersinnt, oder die ihm der gnädige Herr, um in der Stad für einen wichtigen und geschäftigen Mann ausgeschrien zu werden, in den Mund legt. Und zur nämlichen Zeit, da Leüte, die drin-

gende Arbeit und schwerdrückendes Anliegen haben, gern mit Ihro Gnaden sprechen wollen, sizen Hochdieselben vielleicht am zeitverderbenden Spieltische oder bei einer ehebrecherischen Mätresse, die unter dem Titel einer Supplikantin zu ihm gelassen worden, und die die wichtigsten Stellen im State vergibt, oder — welches noch demütigender ist — es ist ihm eben jezt nicht so ganz gelegen. Hat er endlich einmal die unschäzbare Gnade vorzukommen, dann betrachten ihn Ihro Gnaden mit einer bedeütenden, geringschäzzenden Mine vom Kopfe bis zu den Füßen, traktiren ihn wol gar so, wie ihren Kammerdiener, par Er, und geben ihm den erbärmlichen Trost, daß Sie sich seiner bei Gelegenheit erinnern wollen. Ohne den tiefen, untertänig - gehorsamsten Büfling abzuwarten, drehen sich Ihro Gnaden mit einem gewissen hohen Anstande um, thun einen flüchtigen Seitenblik in den Spiegel, und kommen durch eine andre Thür noch eher aus dem Vorzimmer, als der demütige Supplikant, der vor lauter Angst und

großem

großem Wesen mit dem Spiese nicht zur Thür hinauskan. Ihro Gnaden denken nun nicht weiter an ihn, und er verzehrt unter langwierigem Hoffen auf das gnädige Erinnern das von seinen Eltern mit vieler Mühe erworbene Geld. Unterdessen sizt der Fürst zu Hause an der vollen Tafel, oder er reißt mit der größten Gemächlichkeit auf Kosten der Unterthanen, und weiß nicht, wie viel Kummer, Verdruß, und kränkende Demütigung seine Landeskinder in der Fremde erdulten müßen. Nur wenige besitzen so tiefe und ausgebreitete Kentniße, daß man ihnen auswärts sogleich vorzügliche Achtung erweißt, und sich glüklich schäzt, sie in Dienste aufzunehmen. Die Meisten sind mittelmäßige Köpfe, und müssen es auch seyn, da ihnen die Natur auszeichnende Fähigkeiten, und das Glük hinlängliches Vermögen versagt haben, und der Staat diese so gut, als jene, notwendig hat. Wie können diese aber hoffen, an einem fremden Orte angestellt zu werden, besonders wenn man daselbst den gegenteiligen Grund-

saz hat, und nur Landeskinder befördert?

Mein Rath ist, daß man blos in dem Falle Fremde Einheimischen vorziehen soll, wenn jene diesen an Wissenschaft und Geschiklichkeit überlegen sind. Sind sie einander gleich, so sehe ich nicht ein, warum die Einheimischen weniger Rücksicht, als Fremde, verdienen? Wissen die Einheimischen mehr, so versteht es sich zwar von selbst, was zu thun ist; es wäre aber nur die Frage, was wirklich geschieht? Ich wünschte, daß jeder Fürst dieselbe ohne Erröthen beantworten könte. Einheimische haben auf gewisse Art ein Recht auf die Dienste ihres Vaterlandes. Ihre Eltern und Verwanden haben demselben langwierige und beschwerliche Dienste geleistet. Es ist zu vermuthen, daß durch deren Umgang und Beispiel dieser löbliche Eifer auch auf die Nachkommen fortgepflanzt worden. Wenigstens läßt er sich eher bei Einheimischen, als bei Fremden, denken. Sie haben vieles zum Unterhalt

halt des Fürsten und des Staats und folglich auch der Diener desselben beigetragen. Nicht jeder ist so vermögend, daß er durch kostspilliges Umherreisen einen Dienst aufsuchen, oder durch einen langen Aufenthalt an einem fremden Orte abwarten kan. Der Mangel an Landesstellen und die Menge der Studirenden sind nicht immer die Ursache, daß viele bis in ihr Alter mit der Hoffnung, einen Dienst zu erhalten, hingetröstet werden, und mancher gelehrte und rechtschaffene Mann in einer Schreibstube sizt, der verdiente, eine wichtige Stelle zu begleiten, die ein anderer durch Unwissenheit und Untreue schändet. Ich habe nicht nötig, lieber Sternfeld, Ihnen zu sagen, daß meine bisherige Klage über die verkehrte Besetzung der Stellen nicht unsern Fürsten treffe. Er hat zu viel Einsicht und Liebe für seine Unterthanen, als daß er verdienstvolle Männer Unwürdigen und treüe, geschikte Landeskinder fremden gelehrten Windbeüteln und Schurken vorziehen solle. Indessen lobe ich Fremde, die auswärts Dienste suchen

chen, so wie ich die Fürsten tadle, die sie ihnen ohne Unterschied geben. Jeder sucht, seinen Zustand zu verbessern. Ich kan dieserhalb nicht begreifen, wie man mit Leuten zörnen kan, die uns bei einer gesuchten Stelle, wenn wir auch gleich mehr Geschiklichkeit, als sie, besässen, vorgezogen werden. Und doch sieht man dieses einfältige, neidische Betragen alle Tage!

Der neüe Hofrath sagte mir, daß ihn seine älteren Herren Kollegen tadelten, weil er statt Churfürst Kurfürst schreibe, sich gewisser Lieblingsförmelchen, und ellenlanger Verbindungswörter nicht bediene, und überhaupt den Kanzleistil vernachläsige, sintemalen und alldieweilen jede Sache ihre eigene Art, Form und Einrichtung habe, von der man um so weniger abgehen dörfe und solle, je mehr sie durch das ehrwürdige Alterthum bestätigt und gleichsam geheiligt worden, und der löbliche Kanzleistil sothanes Zeügnis

des

des Alterthums wirklich an sich trage, masen derselbe bei allen teutschen Gerichtshöfen und respective hohen und niedern Dikasterien dergestalt jederzeit in Uebung und Observanz gewesen, daß es nicht allein Niemanden eingefallen, quaestionirten Kanzleistil wegen Dunkel — oder Weitschweifigkeit herabzusetzen oder zu depretiiren, sondern derselbe von jedermänniglich, ja so gar von den bewährtesten und berühmtesten Rechtsgelahrten empfohlen und recommendirt worden.

Ich halte die Schreibart für die beste, in der man sich am kürzesten und deütlichsten ausdrücken kan. Aus dieser Ursache ziehe ich kurze Säze langschweifigen und mit vielen Bindewörtern zusammengehängten Perioden vor. Jene faßt der Verstand beim ersten Anblik; in diese verwickelt er sich und weiß oft nach einem dreimalichen Durchlesen nicht, was der Verfasser haben will. Ein trefliches Mittel für gewinnsüchtige Rabulisten, die Schriften zu vergrößern und eine

Rechts

Rechtssache zu verwirren! In Dikasterien geht man ihnen hierin noch durch den elenden Kanzleistil mit einem guten Beispiele vor. Das höchste Alterthum macht keine schlechte Sache gut. Wenn eine gewisse seit Jarhunderten hergebrachte Form eines Dings nichts taugt, so kan sie in den ersten 8. Tagen abgeschaft, und in eine bessere verwandelt werden. Diejenige Form ist die schiklichste, die dem Wesen eines Dings am meisten entspricht. Weitschweifigkeit, Verwirrung und Geldschneiderei können aber unmöglich dem Wesen einer Rechtssache gemäs seyn. — In der Rechtschreibung würde ich, um für keinen Sonderling gehalten zu werden, besonders bei Schriften dieser Art, der größern Zahl unserer besten Schriftsteller folgen, und mich weder durch das Ansehen des Alterthums hinreissen, noch durch den Schimmer der Neuheit blenden lassen. In Briefen und andren dergleichen Aufsätzen kan man eher seine Ueberzeugung zur Führerin nehmen.

Wundern Sie sich nicht, lieber Sternfeld, daß gewisse Dinge, ihrer offenbaren Schädlichkeit ungeachtet, seit Jarhunderten immer auf die nämliche Art fortgetrieben werden, als wenn sie den größten Nutzen stifteten. Sie sind nun einmal so im Gange, und erhalten von der Länge der Zeit nur noch einen stärkern Schwung. So drehen sich Kreüzkäfer, von muthwilligen Knaben gespießt, je länger desto geschwinder in unaufhaltsamen Kreisen herum. — Den verderblichsten Gewonheiten könte oft durch einen einzigen Federzug, oder wenigstens nach und nach durch vernünftige Vorstellungen Einhalt gethan werden; aber Niemand denkt daran, zu geschweigen, daß man Hand anlegen sollte. Wer weiß, wie viele Jarhunderte noch dazu gehören, um einen solchen guten Gedanken zur Reife zu bringen. Ich begreife gar zu wol, daß vieles aus dem Alterthume, das uns heilsamer, als eine Menge Neüerungen, wäre, heutiges Tags für Vorurteil und Einfalt gehalten wird, und daß man bei Neüerungen und Abschaf-

fung

sung alter Gewonheiten nicht behutsam genug seyn kan, weil der Mensch eben so sehr an dem Alten hängt, als er das Neue liebt; aber es gibt doch auch Dinge, deren Schädlichkeit durch lange Erfarung ausser allem Zweifel gesezt ist, und diesen sollte man hauptsächlich zu steüern suchen. Uebrigens ist mir nichts Neües so lieb, als die alte Warheit, daß ich bin

Ihr

Freünd
L.

Zehnter Brief.

Gestern Nachmittags hatte ich eine so stille, ruhige Stunde, dergleichen ich mich seit Ihrer Abwesenheit, lieber Sternfeld, fast nicht entsinnen kan. Malchen war mit einigen ihrer Freündinnen bei dem schönen Wetter in den Wald spaziren gegangen. Unser alter Hanß, der so manchen Tag in seinem

seinem Leben für mich gearbeitet hat, bat mich um Erlaubnis, daß er mit einem Landsmanne, den er im vorigen Kriege unter dem Volke gekant habe, auf ein nahes Dorf gehen dörfe. Die arbeitsame Lene saß auf ihrer Kammer und flikte, und sang aus Herzensgrunde, mit der Brille auf der Nase, aus einem vor ihr liegenden Gesangbuche, ganz ausser der Jarszeit: „Es wolt gut Jä„ger jagen„ Neben mir auf dem Stule lag mein treüer Jagdhund Schnaps, und schnarchte so kräftig, wie ein starker Geist während einem Donnerwetter, vor dem er aber schon eingeschlafen war. Ich stand in dem Hinterzimmer am Fenster, dachte an Sie, und sah in die nachbarlichen Haüßer und Höfe.

Es war mir ein ungemeines Vergnügen, die friedlichen Handlungen einer häußlichen Gesellschaft bis auf die zahmen Thiere herab zu betrachten, und meine kleinen Bemerkungen dabei zu machen. Da kam die gute Mutter mit ihren lieben Kleinen, die die

Kreüze und die Quere um sie hersprangen, über den langen Gang, ging die Hoftreppe hinunter, und sezte sich auf der lezten Stufe nieder. Mit innigem Entzükken sah sie ihren kindischen Spielen zu. Das prächtigste Schauspiel hätte sie nicht dagegen vertauscht. Der junge Ehegatte in einer weissen Müzze, um die ein rothes Band geschlungen war, blikte mit väterlicher Freude aus dem Hintergebäude herab, und bemerkte die geringsten Minen und Bewegungen der Spielenden. Er lächelte mit, wenn sie lachten; empfand aber auch den Geringsten ihrer Fehltritte tief in seiner Sele. Oft begegneten sich die liebenden Augen der Eltern, und winkten sich die seligen Tage ihrer ehelichen Verbindung ins fülende Herz.

Dort trat eine geschäftige Magd singend aus der Scheüer, und streüte goldgelbe Gerste aus der reinlichen Schürze pickenden Hünern hin, indessen der rothbärtige Sultan, unablässig umhertrappelnd, strenge Aufsicht hielt, und aus Liebe zu seinen Weibern kein

Körn-

Körnchen verzehrte. Das sahen vom hohen Dache die häußlichen Tauben. Eilends flogen sie herab, und mischten sich fressend unter den unruhigen Haufen; aber die nüzliche Magd jagte die Schmarotzer scheltend; daß sie ihr Futter nicht auf den fruchtreichen Feldern suchten, von der unverdienten Malzeit. In lärmendem Fluge erhoben sie sich, und sezten sich auf das niedrigere Dach. Sehnlich schauten sie, immer hin und her spazirend, mit nickenden Köpfen, nach dem lieblichen Futter, und so wie sich die Magd entfernte, kam Eine nach der Andren herab, und schmaußte noch hungrig das übrige Mahl weg. So wartet ein Vertriebener den Abschied eines ihm gehäßigen Ministers auf der Grenze ab, kehret dann frolockend wieder zurük, und verzehret die Güter des Landes.

Im weitschichtigen Garten erlustigten sich die muntern Knaben mit dem heldenmäßigen Eifer eines kleinen Fürsten durch das ernsthafte Soldatenspiel. Mancher hielt mit trockenen Augen derbe Hiebe aus, die ihm,

von seinem Lehrer aufgezält, heiße Thränen ausgepreßt hätten. Darum steht oft die Größe unsers Leidens mit den Gesinnungen dessen, der es uns zufügt, in engem Verhältniße. Das Schimpfwort eines dicken, guten Mannes schmerzt nicht so sehr, als die zweideütige Rede eines magern, spiznäsigen Wizlings. — Zank und Streit endigte bald das mutige Soldatenspiel. Nun schlugen sie schreiend, lachend und springend den elastischen Ball. Hoch fuhr er in die Lüfte, und fiel nicht selten zu aller Betrübnis in den nachbarlichen Hof herab. So steigt ein stolzer Luftball, mit deutschem Winde gefüllt, in prächtigem Gleichgewichte höher, als zehn übereinander gesezte Thürme. Lange gaffen ihm die staunenden Zuschauer mit unverwendeten Augen und freüdigem Lärm nach; aber jezt wankt er. Mit ihm wanken, wie bei dem ungewissen Laufe einer Kegelkugel, die besorgten Gemüther der Zuschauer. Langsam senkt er sich herab, und zerreißt seinen verdünnten Bauch an einem erdekriechenden Dornstrauch.

Gewönlich trift man unter einem Haufen Kinder einige an, die so viel Wiz und Klugheit besitzen, daß die Andern sich nach ihrem Willen fügen; aber es ist nicht immer die Folge, daß diese auch die Vernünftigsten bei reiferm Alter werden. Ich habe viele Kinder gekant, die andere, die eine gewisse Art von Einfalt zeigten, leicht überlisteten, und die bei zunehmenden Jaren doch sehr mittelmäsige Köpfe wurden, da hingegen die, welche man in der Kindheit für einfältig hielt, sich in der Folge, als Männer von tiefen Einsichten, zeigten.

Diese muntern Spieler versezten mich in die frohen Zeiten meiner ersten Jugend, die mir jezt, wie ein steter blauer Himmel, der nur zum Scherz und Vergnügen einladet, vorkam. Nun decken ihn trübe Wolken, aus denen selten ein wolthätiger Sonnenstral hervorblikt. Ich beneidete die lustigen Kinder, und ward mit meinem jetzigen Zustande unzufrieden. Ich war so thöricht, daß ich die Vernunft, das kostbarste Geschenk

des Himmels, als den Grund unsers Mißvergnügens, betrachtete. Kinder, Betrunkene und Narren dienten mir zum Beweise. Ich bedachte nicht, daß ohne die Vernunft unsere Gefüle nur dunkel und thierisch seien. — Aber jezt trat ein Mann in einem schwarzen Rocke, mit einer runden Perrükke, in seiner Rechten einen knotigten Stok, zur Gartenthür herein. Heftig schalt er die erschrockenen Jungen, die, wie arme Sünder, mit entblößtem, niederhängenden Haupte da standen, daß sie zu einer Zeit, wo sie arbeiten solten, spielten, und durchs Herumlaufen den Garten verdärben. Weidlich prügelte er sie ab. Einige, die vermutlich seine Kinder waren, führte er beim Arm fort; die andern trieb er vor sich her zum Garten hinaus.

Also doch auch trübe Wolken, lieber Sternfeld, am blauen Himmel der Jugend! Nun überdachte ich mit weniger Parteilichkeit meine Jünglingsjare. Wie viele traurige Tage mußte ich bei schönem Wetter, auf

der düstern Stube, in Gesellschaft eines übelgelaunten Lehrers hinbringen! Manche langsame Stunde weinte ich über dem lästigen Buche durch! Angstvoll erwartete ich die bittersten Vorwürfe meiner Obern. Mit neidischen Augen betrachtete ich die auf der Gasse scherzenden Bauern und Handwerksleute, die von keinem Buche und Lehrer wußten. Und die Jungen, die ich zum Garten hinaustreiben sah, schäzten mich unfehlbar glüklich, daß ich so frei am Fenster stehen, ausgehen oder zu Hauße bleiben konte.

Die betrügerische Einbildungskraft stellt uns das Abwesende im schönsten Lichte dar, und eben hierdurch wirft sie auf das Gegenwärtige einen blassen, trüben Schein, der uns dasselbe gleichgültig oder verächtlich macht. Wenn an einem heitern Frülingstage ein munterer Postknecht sein lustiges Liedchen unter meinem Fenster vorbeibläßt, oder sein scharfschallendes Horn ertönet mir von den sonnigten Feldern her bis in mein schattigtes Zimmer — Sternfeld! dann

möcht' ich sogleich einpacken und fortfaren. Wie glücklich scheinen mir die Reisenden, die im offenen Wagen durch immer abwechselnde Gegenden dahinrollen, mit dem Anbruche des Tags eine große, schöne Stad, von der aufgehenden Sonne beschienen, vor sich liegen sehen, und nun im regen Gewüle eines unbekanten Volks durch die breiten Gassen hinfaren! An der ungezwungenen Wirtstafel speisen sie unter dem lauten Gespräche so vieler Fremden, die sie auf die angenemste Art unterhalten, und ihre Kentnisse mit den Sitten und Gewonheiten verschiedener Nationen bereichern. Jede Stad, jedes Dorf ist dem wißbegierigen Reisenden, dem eine lebhafte Einbildungskraft und gesunder Menschenverstand zu Teil geworden, eine neüe Quelle von nüzlichem Vergnügen.

Auf meinen kleinen Reisen sah ich nachher alle diese mir so herrlich vorgemalten Sachen in Natur; aber ich empfand nicht selten kaum halb die mir eingebildete Freüde.

de, und oft hatte ich gar dabei die beschwerlichste Langweile. Nun gefiel mir auf einmal wieder der stille, vertraute Zirkel meiner Freünde, den ein sanftes, reines Quartett oder die wizigste Laune belebte, besser, als die fremde Stadt mit ihren lärmenden Gassen, und die buntschäckige Wirtstafel, an der man jeden pralenden Lügner und plaudernden Dummkopf anhören muß. Wie langsam verging mir die Zeit, ehe ich wieder meine Wohnstad erblikte, und an dem gesellschaftlichen Vergnügen meiner Lieben Teil nehmen konte! Und jezt — können Sie es glauben, lieber Sternfeld? — da ich von dem Betruge meiner erfinderischen Einbildungskraft überzeugt bin, wünsche ich mir Dinge, die nur Mangel und Abwesenheit verschönern.

Die Gleichgültigkeit und der Eckel, den die Menschen gegen das bezeigen, was sie wirklich besitzen, gebiert den Wunsch nach der künftigen Zeit. Ich wüßte nicht, warum sie die Zukunft wünschen sollten, wenn

sie mit dem Gegenwärtigen zufrieden wären. Im Grunde besteht das menschliche Leben nur in dem gegenwärtigen Augenblik. Der Mensch wünscht nichts so sehnlich, als recht lang zu leben, und doch genießt er fast nie diesen unschäzbaren Augenblick, sondern hoft immer auf den künftigen. Begnügte er sich mit dem Gegenwärtigen, so würde er den Genuß des künftigen nur desto stärker fülen.

Schon oft habe ich mir zum unverbrüchlichen Gesez gemacht, nur das Gegenwärtige zu geniesen; aber ich hatte nicht immer Achtsamkeit und Beständigkeit genug, dasselbe zu befolgen. Als ich vor ein paar Jaren nach meiner Vaterstad reißte, kam ich unterwegs oft in Versuchung, mir die empfindungsvolle Szene, da ich meine Freünde zum erstenmal wiedersehen würde, recht lebhaft vorzustellen; ich dämpfte aber das Feuer meiner Einbildungskraft, und vergnügte mich an den herrlichen Gegenden, und den nüzlichen Gesprächen mit Fremden.

Wäre

Wäre ich meinem Grundsatze untreu geworden, so hätte die unruhige Begierde, bald bei meinen Freunden zu seyn, und ein gutes Trinkgeld den Postknecht angetrieben, die Fahrt zu beschleunigen. In Gedanken an sie in die Ecke des Wagens hingeworfen, wäre manches Sehenswürdige von mir unbenüzt geblieben, und ich hätte bei meiner Ankunft kaum halb den herzlichen Empfang meiner Freunde empfunden.

Wie sehr wünsche ich, daß ich bald die Ausübung meines Grundsatzes an Ihnen, lieber Sternfeld, versuchen könte! Sorgfältig wolte ich mich in acht nehmen, daß ich mir nicht den Genuß des unschäzbaren Vergnügens, Sie zu sehn, durch einen unzeitigen Vorgeschmak verminderte. Aber würde ich Kraft genug haben, mir denselben zu versagen? Würde ich nicht durch den Zwang meine Sehnsucht nur noch vermehren, und endlich mich der ausschweifendsten Vorstellung überlassen? Würde die beschwerliche Ausfürung des Mittels nicht den Werth des

Zwe-

Zweckes überwiegen? Sie sehen, daß ich jezt schon wanke, wie heftig wird mein Vorsaz durch die erfreüliche Nachricht Ihrer Rükkunft erschüttert werden! Gesezt aber auch, daß sie ihn gänzlich über den Haufen würfe, so wird doch das lebhafteste Bild, das mir meine Einbildungskraft von der Freüde unsers ersten Wiedersehens darstellen könte, so wenig das entzükkende Vergnügen, als der Ausfluß der Lichtmaterie das Feüer der Sonne vermindern, wenn ich Ihnen zum erstenmal durch einen kräftigen Händedruk versichere, daß ich bin

Ihr

Freünd

L.

Elfter Brief.

„Henkt mein Bruder, henkt ein Dieb.„ Wie kräftig, kurz und wahr! Ich höre nun unsere deütschen Sprichwörter gar

zu

zu gern. Nur wünschte ich, daß der Bruder nicht unser Zalmeister wäre. Sie werden, lieber Sternfeld, unfelbar schon wissen, daß er die Kasse bestolen hat. Er allein hat das Verbrechen begangen, und ihn allein solte folglich harte Strafe und öffentliche Schande treffen. Seinen unschuldigen Kindern und Verwanden darf man es nicht empfinden lassen. Dies zeügt von großer Einfalt und oft von Schadenfreüde und Bosheit. Sie verdienen vielmehr Trost und Mitleid. Ich, meines Orts, verlange nicht, daß der Glanz von meines Vaters Ehre auf mich zurükstralen soll; aber ich will mir auch von Groß und Klein verbeten haben, mich wegen dem Verbrechen meines Vaters zu verachten. Zu keinem von beiden habe ich etwas beigetragen; an beiden begehre ich auch nicht den geringsten Anteil. Die meisten Menschen handeln auf die entgegengesezte Art. Sie schätzen Dummköpfe und Bößwichte wegen ihren vornehmen und verdienstvollen Verwanden, und verachten unschuldige Kinder wegen ihren schuldigen Eltern.

Neülich

Neülich kam ich in eine große Gesellschaft, wo ich den ältesten Sohn unsers unglüklichen Zalmeisters antraf. Seine vortreflichen Eigenschaften sind Ihnen bekant. Mit der einnehmendsten Gestalt verbindet er ein gutes Herz und einen mit vielen Kentnissen bereicherten Kopf. Er ist artig, ohne Kleinmeister zu seyn. Er ist gesprächig und unterhaltend, ohne beständig in einem plauderhaften Tone das Wort zu führen, und besizt einen edeln Stolz, über den Aufklärung und Menschenfreundlichkeit die strengste Aufsicht halten, daß er nicht in pöbelhaften Hochmut ausarte. — Lange saß er da, ehe jemand mit ihm redete. Man merkte ihm an, daß er das geringschäzige Betragen der Gesellschaft gegen ihn tief in seiner Sele empfand. Reden, Lachen und seine ganze Stellung zeügten von einem unerträglichen Zwange, den er lieber mit dem tiefsinnigen Hinsitzen auf seinem einsamen Zimmer vertauscht hätte. Nun gieng er ans Fenster und sah hinaus, und sah vielleicht so wenig, als er von dem gesellschaftlichen

Gesprä-

Gespräche gehört hatte. Endlich liessen sich einige so weit herab, und sprachen mit ihm; es geschah aber auf eine so demütigende Art, daß ihm die Schamröthe darüber ins Gesichte trat. Es schien, als wenn er es sich für eine Gnade halten müßte, wenn man mit ihm redete. Andre, die zwar philosophischer und menschenfreündlicher dachten, aber nicht genug feine Weltkentnis hatten, begegneten ihm so vorzüglich und auszeichnend, daß er sich wundern mußte, wie er auf einmal zu dieser Ehre erhoben worden, und nur das Verbrechen seines Vaters zur Ursache angeben konte. Ihr unzeitiges, übertriebenes Mitleiden versezte ihn in die schmerzlichste Traurigkeit. Wer weiß, ob die bittersten Vorwürfe wider seinen Vater sein gefühlvolles Herz so empfindlich getroffen hätten?

Man wollte mich versichern, daß unser philosophischer Fürst, der ihm doch allzeit gewogen war, seit dem Kaßenraube seines Vaters etwas gleichgültig gegen ihn geworden

den

den wäre. Sein natürlicher Abscheü gegen alles Böße, und die Erinnerung an das väterliche Verbrechen bei dem Anblick des Sohns mag wol hievon die Ursache seyn. Freüen Sie sich nicht, lieber Sternfeld, wenn Sie den Bruder Ihres Mädchens sehen? *) Die enge Verbindung zwischen beiden macht, daß man Einen, als einen Teil des Andern ansieht. Das Gefül ist hiebei so stark, daß es den Verstand nicht zu einer unparteiischen Ueberlegung kommen läßt, oder wenn dieses auch geschieht, so macht es das Gefül, wie ein überwundener Rechthaber, und sagt am Ende des Streits: „Ich „habe doch recht, oder ich thue doch, was „ich will.„ Im Bößen hat diese eingebildete Einheit schädliche Folgen, und ich wünschte sehr, daß unser Fürst durch Einen seiner Vertrauten auf diesen kleinen Fehler so wohl,

*) Ich las Malchen diesen Brief vor. Als ich an gegenwärtige Stelle kam, ward sie auf einmal feüerroth. Sie ging ans Fenster und sagte: „Es ist doch heüte eine ganz unmäßi„ge Hitze.„ Ich las fort, und that nicht, als wenn ich etwas merkte, so wie ich es in vielen Fällen mache.

wohl, als auf seine große Weichherzigkeit in Bestrafung schädlicher Verbrechen aufmerksam gemacht würde. Zu gut kan böse werden. Noth, menschliche Schwachheit, schlechte Erziehung und dergleichen sind nicht immer der Grund des begangenen Verbrechens. Nachsicht des Schuldigen wird oft zur Strafe des Unschuldigen. Unser Fürst hat Stärke der Sele genug, um die härteste Warheit anzuhören. Findet er den Fehler ungegründet, aber er ist überzeugt, daß der Anbringer die gute Absicht hatte, ihn zu bessern, so dankt er ihm, statt seine Ungnade auf ihn zu werfen, dafür von Grund des Herzens. Ein Privatmann verdiente schon wegen einem so hohen Grade von Selbstverleugnung bewundert zu werden. Wie sehr soll man nicht über einen Fürsten erstaunen, an den von Jugend auf der süsseste Weihrauch der Schmeichelei verschwendet worden, und dessen Fehler, wenn sie die feinste Verstellung auch nicht für Tugenden anpreißt, doch sorgfältig verschwiegen werden! Jeder fühlt, wie sich die

Natur gleichsam empört, wenn man seinem werthen Ich eingebildete Vollkommenheiten laügnen, oder Fehler aufbürden will. Die betrügerische Eigenliebe weiß, die gröbsten Mängel unter dem weichen Mantel der menschlichen Schwachheit zu verbergen, und die gemeinste Pflicht in dem blendenden Harnisch einer Heldentugend aufzustellen.

Viele Menschen sind so ungerecht, daß sie denen, die durch einen bloßen Zufall unglüklich geworden, einen Teil ihrer Achtung entziehen, und hingegen die, welche keinen Anspruch auf Ehre machen können, oder gar die größte Verachtung verdienen, hochschäzen. Ein Mann, der durch das Schiksal seiner Güter beraubt worden, und nun in einem zerrissenen Rocke erscheint, wird höchstens bedauert, und durch ein Stük Geld, das so, wie die meisten Almosen der Armen ein herabwürdigender Seitenblik begleitet, geschwind abgefertigt; aber ein Spieler vom Handwerk, der durch die schänd-

schändlichsten Betrügereien anderer Geld stielt, hat den Zutritt in die edelsten und ehrbarsten Gesellschaften. Ein Offizir, der im Kriege dem Feinde mit unerschrockenem Muthe unter die Augen trat, und jezt, um das Gesez zu befolgen, aus zartem Gewissen den Zweikampf vor Gerichte anzeigt, wird selbst von dem verachtet, der das Duellmandat gab. Welcher Widerspruch! Sein Gegner, der sein feiches, niederträchtiges Leben in Müsiggang und Wollust hingeschwelgt hat, genießt wegen Uebertrettung des Gesetzes von Personen, die Anspruch auf Vernunft und Adel der Sele machen, der vorzüglichsten Ehre. Welcher Unsinn! Reiche, die ihre Güter nicht durch Fleiß, sondern durch den verdienstvollen Zufall, der Neffe eines wolhabenden Oheims zu seyn, erlangt haben, werden geschäzt, weil sie reich sind, und andern von ihrem Gelde geben können, obschon Niemand etwas von ihnen bekömt. Wenn sie auch diese unverdiente Ehre verlören, so wären sie doch noch hinlänglich durch das Vergnügen, das sie sich durch ihr Geld

 ver-

verschaffen können, entschädigt. Arme leben in Kummer und Noth, und werden noch überdem, um das Uebel vollkommen zu machen, verächtlich behandelt, oder wenigstens durch thätige Hilfe und wahres Teilnehmen in ihrem Unglücke nicht getröstet. Es ist ja für einen Reichen nichts leichter, als daß er einen geringen Teil seines Ueberflußes den Armen zukommen läßt. Diesen unbedeütenden Abgang bemerkt er weder an seiner Tafel, Kleidung, noch andern Ergözlichkeiten, und der Arme wird hierdurch erquikt, und vergißt bei einer kräftigen Malzeit das Elend seines vorigen Lebens. Doch, solche menschenfreündliche Handlungen setzen zum voraus, daß man sein natürliches Gefühl durch Leichtsinn, öftere Verweigerung des Almosens, und Lustbarkeiten nicht erstikt habe, und der Verstand von dem Vorurteile frei sei, als wenn man mit seinem überflüßigen Vermögen nach Belieben schalten und walten könne. Ich wüßte in Warheit nicht, warum mein müßiger Nachbar zur rechten, der weder Kinder, noch arme

Ver-

Verwanden hat, ohne seine Mitwirkung Hunderttausende, und mein arbeitsamer Nachbar zur linken, der von dem Himmel mit vielen Kindern gesegnet worden, nichts erhalten habe, wenn jener nicht verbunden wäre, diesem mit seinem Ueberfluße in der Noth beizuspringen. Würden Sie wol, lieber Sternfeld, eine Gesellschaft errichten, wo Ein Teil alle Güter bekäme, und der Andre leer ausginge, und Ersterer über dem nicht verpflichtet seyn solte, lezterem, der Troz seiner unermüdeten Arbeit nicht einmal menschlich leben könte, unter die Arme zu greifen? Verdiente sie nicht vielmehr den Namen einer societatis asininae, als leoninae? Leüte, die zu Hauße einen herrlichen Tisch haben, werden an einer fremden Tafel mit 50. Gerichten bewirthet, und Arme, die zu Hauße hungern, bekommen auswärts nichts. Ich weiß wol, daß das sogenante Traktiren nach den Umständen eine erlaubte Sache ist; aber man darf nur dabei die Nothleidenden nicht vergessen. Manche Reiche glauben, ihrer Pflicht genug zu thun,

 wenn

wenn sie mit einigen übriggebliebenen schlechten Brocken den Armen gegen das Verhungern schüzen, unterdessen sie ihren verzärtelten Gaum mit den wolschmeckendsten Speisen küzeln, und ihrem auf einem weichen Kissen liegenden Schoosbündchen solche lekerbissen vorsezen, an denen sich der Arme an einem Festtage laben könte. Der elendeste Mensch ist das vortreflichste Geschöpf Gottes. Es ist nicht genug, daß man ihn der äussersten Noth entreisse. Er soll auch auf die einem Menschen anständige Art leben, und seinem Nebenmenschen, den er im Wesentlichen völlig gleich ist, nicht zur Schande herumgehen.

Mein verstorbener Vetter hatte wol recht, als er sagte, daß die meisten Menschen anderer Unglük wenig oder gar nicht fühlten. Es wäre sonst unmöglich, daß sie dabei so gleichgültig und frölich seyn könten. Sie lassen sich dasselbe von dem Elenden hererzälen, hören es mit einer teilnehmenden Mine, die vielleicht die Frucht einer feinen

nen Lebensart ist, geduldig an, und bekla-
gen herzlich, daß sie zu helfen ganz ausser
Stande sind. Nun drehen sie sich um, und
überlassen sich, ohne wieder an den Elen-
den zu denken, der übermäsigsten Freude.
Niemand verlangt, daß der Mensch seine
Einbildungskraft immer mit traurigen Bil-
dern anfüllen, und nie einem anständigen
Vergnügen Plaz geben soll. Er ist zu ge-
plagt, als daß er nicht zu Zeiten einer Er-
holung nötig habe. Ich finde gewönlich,
daß das Gespräch gemeiner Leüte auf der
Gasse, die doch auf unserer Erde den gröss-
ten Haufen ausmachen, wenn es Jünglin-
ge oder Mädchen sind, von Liebe, und wenn
es Männer oder Frauen sind, von Kummer
und Trübsal handelt. Der Mensch soll nur
nicht alles seinem unersättlichen Hange zum
Vergnügen aufopfern, sondern seinem ar-
men Nächsten auch etwas zufliesen lassen.
Um wie vieles würde der Werth seiner Er-
gözlichkeit erhöhet werden, wenn er sich da-
bei vorstellte, daß er zur nämlichen Zeit
auch den lang erdulteten Hunger eines Ar-

 men

men stillte! Hätte er nicht den beruhigenden Gedanken, daß er sich nun mit mehrerem Rechte freüen könte?

Dieses unschäzbare Vergnügen empfanden Sie, lieber Sternfeld, als Sie dem armen Manne im Gasthofe Ihren halben Beütel voll Dukaten schenkten. Malchen weinte vor Freüden über diese vortrefliche Handlung, und sagte, daß sie, dem lieben Gott und Ihnen zugefallen, dem ersten Dürftigen etwas Ansehnliches mittheilen wolle. Ich lobte ihren frommen Entschluß, obschon ich glaubte, daß vielleicht etwas Menschliches dabei mit unterlaufen möchte. Wie viele Handlungen zälen wir aber in unserer unvollkommenen Welt, die aus ganz reinen Absichten geschehen? Unter den Wenigen ist doch gewiß diese, daß ich mich jezt nenne

Ihren

Freünd
L.

Zwölf-

Zwölfter Brief.

Nun habe ich auch mit dem jüngern Sohne des verunglückten Zalmeisters Bekantschaft gemacht. Dies wäre unfelbar nicht geschehen, wenn die Familie ihr voriges Ansehen erhalten hätte. Eine Menge Menschen gingen täglich in diesem Hauße aus und ein, schmeichelten der jungen Frau, assen und tranken gut, und wischten beim Weggehen das Maul. Zu dieser frölichen Zeit hätte man mich vielleicht oft mit verächtlicher oder wenigstens gleichgültiger Mine aufgenommen; denn Sie wissen, lieber Sternfeld, daß ich um der köstlichsten Malzeit Willen keine Lüge sage, und wie oft wäre ich durch die wissenschaftliche Pralerei des jüngern Sohns und durch die Affenliebe der Frau Mama gegen ihre Kinder in diese kützliche Lage versezt worden! Ja, wenn die Menschen auch wirkliche Verdienste haben, und sie verlangen, daß ich sie dieserhalb loben soll, dann geschieht es nur um destoweniger.

niger. Hierin denke ich freilich anders, als viele unserer heutigen Politiker, die die elendsten Geschöpfe bis in den Himmel erheben, wenn sie nur ihre Rechnung dabei finden; da ich mir aber eine Menge Sachen, die Andern zu Nothwendigkeiten geworden sind, entbehrlich gemacht habe, und folglich meine Rechnung sehr kurz ist, so sehe ich nicht ein, warum ich durch lügenhafte Schmeichelei schaden soll. Sie sagen wol mit Recht, daß Bedürfnis und Warheit im umgekehrten Verhältniße stehen. Je mehr man braucht, desto weniger sagt man die Warheit. Vielleicht ist dieses Eine von den Nebenursachen, warum unsere Geistlichkeit nicht heürathen, und in Armut leben soll. Ein Pfarrer wird sich lang besinnen, ehe er eine Warheit sagt, die der Versorgung seiner Kinder hinderlich seyn kan, hingegen sich leicht zu einer Schmeichelei bewegen lassen, die seinem Herrn Sohne die Nachfolge im Dienste zusichert. Bei manchen Geistlichen vertritt eine kräftige Suppe, ein gutes, altes Glas Wein, die Gna-

de des Fürsten und dergleichen die Stelle der Kinder. Schmeichelei und veränderliche Laune sind auch der Grund, warum ich die Gesellschaft der Großen meide. Diese Herren wollen immer gelobt, oder wenigstens nicht widersprochen seyn. Manche sind so sehr an den Weihrauch der Schmeichelei gewöhnt, daß sie ihn nicht mehr riechen. Wenn aber nur einmal nicht geraüchert wird, dann spüren sie in ihren verdorbenen Nasen sogleich einen unerträglichen Gestank. Andere sind manchesmal sehr gnädig, oft wieder ganz gleichgültig, zu Einer Zeit ausserordentlich freündschaftlich, und zu einer andern ungnädig. Die, welche die Gunst der Großen für ein besonderes Glük halten, müssen sich von ihrer wetterwendischen Laune hin und hertreiben lassen, wie der Hahn auf dem Dache, der jezt auf einmal vom Winde, der sich bald an diesen, bald an jenen Gegenstand stößt, im geschwindesten Kreise herumgedreht wird, und gleich darauf so fest da steht, als wenn er eingenagelt wäre. Ein gnädiges Lächeln, eine Malzeit oder eine

Spazir-

Spazirfahrt ist es warlich nicht werth, daß man seine Freiheit einer solchen Sklaverei aufopfert. Da befinde ich mich weit besser und herrlicher auf meiner Stube, unter Freünden oder an einem öffentlichen Orte. Hier stehe, sitze und rede ich, wie es mir behagt. Die Gleichheit der Menschen macht jede Art von Verstellung unnötig. In den verschiedenen ungeheüchelten Karakteren findet sich Stof genug, seine Menschenkentnis zu erweitern.

Dies dacht' ich oft, wenn ich vor Zalmeisters Hauße hinging, und die Fenster voll von gepuzten Fraunzimmern und Herren sah, die so laut scherzten und lachten, daß man es weit die Gaße hinunter hören konte und solte. Sie hielten es sich zur Ehre, der Welt bekant zu machen, daß sie in diesem Hauße Zutritt hätten. Manchesmal waren sie so sehr in vertraute Gespräche vertieft, daß sie mein Kompliment nicht bemerkten, oder nicht zu bemerken scheinen wolten. Alte, erfahrene Bürger sahen mit

bedenk-

bedenklichen Minen hinauf, und zukten die Achsel. Nun das Haus in Verfall gekommen ist, der glänzende Saal nicht mehr von Musik und Tanz erschallet, und die Küche aufgehört hat, die köstlichsten Speisen zu verdampfen, da ist das Schmeichler und Schmarozergeschmeise von dannen gezogen, und sucht jezt eben so verstolen seinen Wohlthätern auszuweichen, als es sich sonst niederträchtig in ihre Gesellschaft aufdrang. Die, welche vor kurzem den entferntesten Grad der Verwandschaft aufsuchten, um nur die Ehre zu haben, sie Basen und Vettern zu nennen, gehen jezt vor ihnen vorbei, und thun nicht, als wenn sie sie kenten. Der Abscheu gegen das Verbrechen oder die Beleidigung ihres Stolzes sind nicht immer die Ursachen dieser Verachtung. Der Eigennuz ist oft hievon der Grund. Die gefallene Familie kan weder schaden noch helfen. Wozu also die Vetter- und Basenschaft? Wäre der Verbrecher ein reicher Mann, was gilt's? Es solten sich Vettern und Basen genug finden, die sich aus Philosophei und Habsucht

über

über das Vorurteil der Ehre hinsezten. — Dagegen ist meine Person ihnen jezt sehr angenehm. Ich habe ihnen auch nie einigen Verdruß über ihre vorige Gleichgültigkeit gegen mich merken lassen; denn im Wolstande hätte dieses keinen Eindruk auf sie gemacht, und nun fülen sie ohne dies den Werth eines Freundes in der Noth.

Der jüngere Sohn des Zalmeisters kent fast von allen Wissenschaften die Oberfläche. Er liest den größten Teil unserer Monatschriften. Von jedem Buche weiß er den Titel, Preis und Auflage. Er spricht französisch, kan es aber nicht regelmäsig schreiben. Er studirt den ganzen Tag, und sogar auf den Spazirgängen sehen Sie ihn nicht ohne Buche. Bei allem dem scheint er mir, ein geschäftiger Müsiggänger zu seyn. Er hat keine Wissenschaft gründlich studirt, und ist folglich ganz unfähig, ein öffentliches Amt zu begleiten. Sein Betragen in Gesellschaft ist ungezwungen und sehr unterhaltend. Er weiß, so viel und so schön

zu

zu sprechen, daß Sie ihm mit dem größten Vergnügen zuhören. Seine Kleidung ist nach dem neüsten Geschmak. Er ist wolgebildet und hat einen ungemein guten Anstand. Ich dächte daß er, wenn eine Frau einen Dienst zu vergeben hätte, in seinem Gesuche nicht unglüklich seyn dörfte. Der gemeine Hause der Menschen von Stande hält ihn für ein sogenantes Genie, und zieht ihn Männern von entschiedener Gelehrtheit vor; doch weiß ich auch, daß er schon oft Leüte von Kopf mit seiner Flitterwissenschaft geblendet hat. So gar unser einsichtige Fürst ließ sich anfangs von seiner Vielwisserei hintergehen, und schäzte ihn höher, als Manchen, der die Bescheidenheit hatte, in eines solchen Schwäzers Gegenwart zu schweigen. Ich freüe mich, daß er noch vor erlittenem Schaden klug geworden, und gründlichgelehrte Männer diesem seichten Kopfe in wichtigen Stellen nicht nachgesezt hat. Ich hoffe, daß er künftig einen ähnlichen Betrug leichter entdecken, aber auch nicht in den entgegengesezten Fehler fallen

soll, Leute sogleich für denkende Köpfe zu halten, die unter einer gelehrten Mine und einem tiefsinnigen Stillschweigen, das sie mit Fleiß durch einige hie und da eingestreute Sentenzen und aufgeschnapte Weidsprüche unterbrechen, ihre Unwissenheit zu verbergen suchen.

Es gibt heutiges Tags eine Menge junger Leute, die in jeder Wissenschaft glänzen wollen. Da sie nun hiezu nicht Zeit genug haben, so lernen sie von allem etwas, und im Ganzen nichts. Wenn es auf Besetzung einer Stelle ankömt, dann gilt ein solcher Vielwisser fast eben so viel, als ein Unwissender. Ja, er kan noch schädlicher werden, wenn er wegen seiner Scheingelehrheit einem gründlichen, erfahrenen Manne vorgezogen wird, und nun aus Mangel an ächten Kentnissen im Dienste die gröbsten Fehler begeht. Einem Unwissenden ist seine Schwäche nur zu wol bekant, als daß er die Dreistigkeit haben solte, um eine wichtige Stelle nachzusuchen. Wenn dieses aber auch

wäre;

wäre, so fällt seine Unfähigkeit sogleich in die Augen, und er wird mit seinem Gesuche abgewiesen. Solche Vielwisser dienen höchstens zur Unterhaltung in Gesellschaft, wo man zufrieden ist, wenn nur die Zeit auf eine angeneme Art hinfließt, und wo man nicht untersucht, ob Warheit oder Lüge gesprochen wird? Artige Märchen würden in diesem Falle das nämliche Vergnügen gewähren, und da sie die Köpfe der Zuhörer nicht mit Unwarheiten anfüllen, weniger Schaden thun. Leüte, die nicht wissen, was zu gründlicher Erlernung einer einzigen Wissenschaft und zur genauen Erfüllung der Pflichten seines Amts gehört, wundern sich, daß Männer, die in wichtigen Stellen grau geworden, nicht von so verschiedenen Dingen sprechen können, als viele unserer heütigen Jünglinge. Sie bestaunen den weiten Umfang ihrer Kentniße, und bedauren höchstens den verdienten Mann, daß er nicht das Glük hatte, den Unterricht eines so erleüchteten Jarzehends zu geniesen. Man kan sich also leicht vorstellen, was der Unglükli-

glükliche in Gegenwart eines solchen gelehrten Windbeútels für eine erbärmliche Figur spielt. Der gröste Teil der notwendigen Wissenschaften ist überdem von der Beschaffenheit, daß man lieber sieht, wenn in Gesellschaft davon geschwiegen, als gesprochen wird. Es ist besonders, lieber Sternfeld, daß die meisten Brodwissenschaften trocken und unangenehm sind, oder wenigstens dem Menschen nicht soviel Vergnügen machen, als die, welche blos zur Unterhaltung und zum Zeitvertreibe dienen, da man doch glauben solte, daß das Nothwendige und Nüzliche mit einem größern Reize verbunden seyn müßte. Man vergleiche nur die Rechtsgelehrtheit mit der Sternkunde oder Dichtkunst. Vielleicht belohnen sich diese durch das Vergnügen hienieden selbst, da auf jene anderswo eine Vergeltung wartet.

Jedem jungen Menschen wolt' ich rathen, sich Einer Wissenschaft, zu der er die größte Lust und Anlage in sich spürt, ganz zu widmen, und auf andere nur die ihm übrig-

geblie-

gebliebene Zeit zu verwenden. Sein Kopf würde mit einer Menge brauchbarer Kentniße bereichert werden, wenn er die mit der Hauptwissenschaft verwanden Hilfswissenschaften lernte. Ich bin gut dafür, daß es ihm zu seiner Zeit an einer ehrbaren und einträglichen Stelle nicht fehlen, und mancher, vor dessen Schwätzen er zuvor in Gesellschaft nicht zum Worte kommen konte, nun ihm nachstehen solle. Wer weiß, ob unsere Schulverbesserer an der heütigen Vielwisserei nicht großen Teils Schuld sind? Bei Neüerungen verfällt man gewönlich in den gegenseitigen Fehler. Vor diesem waren der Gegenstände für die Zeit, die man darauf verwendete, zu wenig, und heütiges Tags sind ihrer zu viel. Die Köpfe der Kinder werden mit dem wissenschaftlichen Allerlei überladen. Man gewöhnet sie, von vielen Dingen nur die Oberfläche zu kennen. Die Kinder werden wegen ihren verschiedenen Kentnissen gelobt, gefallen sich dabei, und glauben, daß eine oberflächliche Wissenschaft hinreiche, um einst in der Welt fortzukom-

 men.

men. In reifern Jaren wollen sie doch die Zeit auf das in der Jugend Erlernte nicht umsonst verwendet haben. Die von den mancherlei Wissenschaften übriggebliebenen Anfangsgründe muntern sie auf, jeder derselben täglich wenigstens einige Stunden zu widmen, und nun zerstückeln sie ihre Zeit so sehr, daß sie ihnen zur gründlichen Erlernung Einer Wissenschaft nicht hinreicht.

Es geht, lieber Sternfeld, mit der Vielwisserei fast wie mit der Freündschaft. Ein Mensch, der mir sagt, daß er so glüklich gewesen, viele innige Freünde zu finden, hat gewiß keinen Einzigen. Es scheint, daß er die wahre Freündschaft nicht kenne, und folglich derselben ganz unfähig sei. Jeder einzelne Mensch hat zu viel Eigenes, als daß er mit vielen übereinstimmen solte. Menschen, die zum erstenmal in Gesellschaft zusammenkommen, fülen meistens eine kleine Abneigung gegeneinander. Vielleicht ist dieses die Wirkung von einem wechselseitigen Mißtrauen oder Stolze. Da sie sich noch

nicht

nicht kennen, so bildet sich einer so viel ein, als der andre, und es will keiner nachgeben. Sehen sie sich mehrmal, so verschwindet gewönlich die erste Abneigung, und sie werden einander ziemlich gewogen. Geschicht dieses aber nicht, dann glaube ich daß einer für den andren nicht gemacht sei. Dauret ihre Bekantschaft lange, und sie lernen sich noch über dem unter verschiedenen Umständen kennen, so entdecken sie vieles an einander, das entweder mit ihrer Denkart übereinstimt oder nicht. Im ersten Falle entsteht wahre Freündschaft, im lezten Gleichgültigkeit oder Abneigung. Wie wenig gibt es aber, die mit uns einerlei Gesinnung haben! Ich schätze mich glüklich, daß ich unter so vielen Tausenden Ihnen die herzliche Warheit sagen kan, daß ich bin

Ihr

Freünd
L.

Dreizehnter Brief.

Ja wol, lieber Sternfeld, sind die Gefüle und Gesinnungen der Menschen verschieden! Meine Frau Nachbarin, ein Geschöpf mit einem rothen, vollen Gesichte und ziemlich starken Knochen, die ein Herr von Stande wegen dem Reichthume ihres Vaters vom Dorfe weggeheürathet hat, ärgert sich bis zum Ohnmächtigwerden, wenn der frühe Hirte in meiner Vaterstad, mit dem akkordmäsigen Horne, seine langsam daherschreitende Heerde zusammenbläßt. Und ich, ich freüe mich so inniglich über die ländliche Musik, und das mannichfaltige Schreien und Blöken dieser guten, nüzlichen Thiere, daß es mich unvermerkt nach dem Fenster hinzieht, und mir mitten im städtischen Geraüsche die lieblichen Szenen des stillen Landlebens ins fülende Herz zurükruft. — Sie ist unzufrieden, daß die großen Gärten im weiten Bezirke der Stad nicht mit Haüßern angebaut sind, und daß

man sich unvermuthet in diesen öden Gegenden wieder auf ein elendes, einsames Dorf versezt sieht. Und mich überrascht es auf die angenehmste Art, wenn ich aus den lärmenden Gassen sogleich zwischen grünenden Zaünen hinspaziren, und durch dieselben der muntern Arbeit des fleißigen Gärtnervolks zusehen kan; wenn sich mir am Ende die Aussicht auf ein offenes Feld darbietet, wo bürgerliche Bauern ackern und graben; oder eine Menge Baüme, die ein anmutiges Lustwäldchen gestalten, laden mich in ihre Schatten ein, und statt des Rasseln der Wagen entzükt meine betaübten Ohren die unregelmäsige Harmonie der Vögel. Der Vorteil, das Ländliche in der Stadt zu geniesen, äussert sich hauptsächlich in den langen, heissen Sommertagen, wo man zur erfrischenden Abendzeit durch das Sperren der Thore zwischen den hohen Mauern, wie in einem Kerker, eingeschlossen ist. Leüte, die in stark bevölkerten Städten, wo man nichts, als hohe Häusser sieht, und Menschen riecht, gelebt haben, fülen den Vorzug, den kü-

len Abend in weitschichtigen Gärten und auf lieblichen Rasenplätzen hinzubringen, nur allzusehr.

Da mich eben das Blasen des Hirten an meine standesmäsige Frau Nachbarin erinnert, so erlauben Sie mir, lieber Sternfeld, daß ich Ihnen eine kleine Beschreibung von ihr mache. So lang, als sie von Stande ist, hält sie sich es für eine Unehre, die liebe Sonne aufgehen zu sehen. Um nicht gegen die Etiquete zu verstossen, wirft sie sich lieber ein paar Stunden unruhig im Bette herum, ehe sie sich vor acht Uhr von ihrem Lager erhebt. Ihre erste wichtige Handlung besteht darin, daß sie der Kammerjungfer schellt, mit ihr zankt, und nachläsig angekleidet, den Kaffe hinunterschlürft. Den Puztisch zieren einige von unseren neüesten Schönschriften, die sie während dem Aufkraüseln liest. Sie lächelt dabei mit einer so schalkhaften Mine, als wenn sie den Wiz wirklich füle; sieht aber auch oft so tiefsinnig aus, daß man glauben sollte, sie

wäre

wäre auf dem Wege, die Quatratur des Zirkels zu finden. Sie schielt wechselweise in das Buch und in den Spiegel, und beobachtet die ängstliche Kammerjungfer, ob sie sich an ihren Haren keines Majestätsverbrechens schuldig mache? Liegt das kleinste Härchen nicht am rechten Orte, dann vergißt sie Schönschriften, Wiz und Verstand, und stößt die abscheülichsten Schimpfreden aus ihrem schönen Munde. Wenn nur bei solchen Vorfällen allzeit der Kuhhirte bließe, und sie an ihr Dorf erinnerte! Doch, sie würde ihn vielleicht eben so wenig, als die beissende Ruthe der Satire, fülen. Leüte von niedriger Herkunft, die keine gute Erziehung genossen haben — denn diese werden oft besser, als Hochwol- und Hochgeborne erzogen — besitzen gewönlich, wenn sie zu einem höheren Stande gelangen, einen dummen, unerträglichen Stolz, und sind gegen ihre Untergebenen hartherzig und grausam. Da sie diese kränkende Demütigung und Härte selbst empfunden haben, so solte man glauben, daß sie oft an ihren vorigen Stand

dächten, und Geringere auf eine gefällige und herablassende Art behandelten; aber nein, sie haben die unrichtige Meinung, daß Stolz und eine gewisse Geringschätzung gegen Niedrige zu den notwendigen Eigenschaften einer vornehmen Person gehören, und daß sie durch ein gelindes und liebreiches Betragen ihre Herkunft verrathen würden. Das einfältige Völkchen! Es weiß nicht, daß Demut und Menschenfreundlichkeit die Haupttugenden edler, grosser Selen sind, und daß es schwerer ist, sich durch eigene Verdienste in die Höhe zu schwingen, als in dem Luftball der Geburt und des Reichthums bis über die Wolken erhoben zu werden.

Tritt eben früh zu gelegener Zeit ein junger Herr zu meiner Frau Nachbarin ins Zimmer, dann heitert sich auf einmal ihr frischgefärbtes Gesicht auf. Sie raft das nachläsig umgeworfene Gewand so ängstlich und mit so eilender Langsamkeit zusammen, als wenn sie Wunder! viele Reize zu verstecken habe. Nun klagt sie, den Kopf auf ihre

ihre fleischigte Rechte gestüzt, um eine zarte Leibesbeschaffenheit zu verrathen, über Nervenschwäche; aber ihre dicken, rothen Arme strafen sie offenbar Lügen. Sie schimpft über die kurzsichtige Regierung, die den politischen Vorteil nicht versteht, Personen von Stande ihren hiesigen Aufenthalt durch Bal, Konzert und Schauspiel angenehm zu machen. Bei dieser Gelegenheit thut sie einige pöbelhafte Ausfälle auf die sogenanten Bürgerlichen — als wenn Leüte von Stande keine Bürger des Staats wären! — die für den guten Ton kein Gefül hätten, und mit ihres Gleichen nach Würde nicht umzugehen wüßten. Bei ihrem Vater, der seinen Herrn Schwiegersohn durch Fleiß und Arbeit aus den Schulden riß, war sie gewöhnt, genau wenn der Hirte Mittags bließ, an den Tisch zu gehen, und mit treflichem Apetite von allem ohne Unterschied zu essen. Jezt hungert sie genau bis halb 2. Uhr, klagt an der Tafel über Mangel an Apetite, und speißt mit einer eckeln Mine aus jeder Schüssel immer nach und nach so

viel,

viel, als bei ihrem Herrn Papa. Ihr dickes Gesicht paßt zu dem steifen Staate, in den sie ihr Kammermädchen hineinzwängt, so treffend, als wenn sie auf dem Maßkenbale halb Bauerin und halb Fräulein machen wolle. Zum Spaß läßt manchesmal der Fürst einige dieser Weiber an seine Tafel laden. Da solten Sie sehen, wie sich Eine vor der andern zur Thür hineinzudrängen, und bei Tische den Vorrang wegzusitzen sucht, wie die, welche das Glük hat, ihren Plaz neben dem Fürsten zu nehmen, in Minen und Geberden sich etwas darauf zu gute thut, ihren Nebenbuhlerinnen den errungenen Sieg empfinden läßt, und wie diese mit neidischen Augen, unter gezwungenem Lächeln sie anblicken. Der Fürst belustigt sich heimlich an ihrer kleinlichen Ehrsucht, und ich, lieber Sternfeld, kan mich des Lachens nicht enthalten, wenn ich sehe, wie sich der vornehmere Bürger über den Geringern, der hohe Adel über den mitlern, der Fürst über den hohen Adel u. s. w. zu erheben sucht.

Da meine Frau Nachbarin immer mit sich beschäftigt ist, so hat sie das unverdiente Gute an sich, daß sie nicht auf jede Nachlässigkeit im Anzuge andrer acht gibt. Leute, die jedes Stükchen, das man am Leibe trägt, mit der Aufmerksamkeit einer Puzmacherin untersuchen, jedes Wort abwägen, und alle Bewegungen der Glieder bemerken, sind für die Gesellschaft unerträglich. Es zeugt von einem sehr kleinen Geiste. Wer kan sich immer mit so unbedeutenden Dingen abgeben? Ich habe dieserhalb gern mit kurzsichtigen und solchen zu thun, die so gerade und schlechtweg handeln, wie mein verstorbener guter Vetter. Noch jezt treten mir die Thränen über den ehrlichen Mann in die Augen. Ich vergesse immer, daß ihm besser, als mir ist. — Auch unser Fürst könte im natürlichen, ungezwungenen Wesen vielen zum Muster dienen. Er sieht weder auf Kleidung, noch Frisur, sondern nur auf Herz und Verstand. Und doch höre ich, daß er zu Zeiten pünktlich auf die ihm gebürende Ehrenbezeugungen und Titel halte, und

man

man sich sehr in acht nehmen müße, nicht dagegen zu verstoßen. Ich zweifle, daß der Gedanke an seine Größe oder bloße Laune ihn hiezu verleite. Er macht unfelbar einen Unterschied zwischen Verachtung und Nachlässigkeit. Freiheit artet leicht in Frechheit aus. Wenn auch ein Fürst für seine Person sich andern gleich schäzt, so kan er doch die seinem Stande schuldige Achtung nicht vergeben. Indessen bleibt es immer ein kützliches Ding, den rechten Grad der ehrerbietigen Freiheit zu treffen; und da ich auf dieser Lebensspanne, die wir zu durchkriechen haben, kein Liebhaber von kützlichen Dingen bin, so ist dieses wieder Eine von den Ursachen, warum ich die Gesellschaft der Großen meide.

Eben jezt bläßt der muntere Hirte sein einförmiges Stükchen vor dem Hauße meiner Frau Nachbarin. Sie sieht mit einem weissen Hute, von dem drohende Federn herabwinken zum Fenster heraus. Ihre kleinen Augen funkeln vor Bosheit. Troz der auf-

aufgelegten Farbe entfärbt sich ihr Gesicht. Ungeduldig reißt sie sich zum Fenster, das enger, als der Kopf mit seinen Umständen ist, hinein, und bringt, o welches Unglük! den neümodischen Hut, an dem ein Parisergenie hoch unterm Dache seine seltene Kunst verschwendet hat, aus der mit vieler Mühe herausgefingerten Form. Der Himmel sei der armen Kammerjungfer gnädig! Der gute Hirte, unwissend daß er den Hausfrieden auf ein paar Tage gestört, bläßt unterdessen ruhig der horchenden Heerde sein Stükchen vor, und weiß vielleicht nicht einmal, daß meine Frau Nachbarin — ist.

Malchen, die die Hutgeschichte aus ihrem Zimmer mitangesehen hatte, kam unter vollem Schreien und Lachen zu mir. Sie freüte sich inniglich, daß der stolzen Frau Nachbarin das Unglük — denn nur Mädchen halten das Verbeügen eines Huts für Unglük — begegnet sei. Noch lange hernach sprach sie unter heimlichen Lächeln davon, erzälte es ihren Freündinnen, und sie

machten

machten sich den ganzen Tag über dabei lustig. Die Weiblichkeit und eine Art von Eifersucht waren ohne Zweifel die Ursachen dieser Schadenfreüde. Hätte ein Herr etwas von seinen Kleidungsstücken an dem Fenster verdorben, oder der Huth der Frau Nachbarin wäre schlechter, als der ihrige gewesen, so hätten sie jenen vielleicht herzlich bedauert, und über diese, nach dem Verhältnis der Schönheit ihrer Hüte, sich mehr oder weniger gefreüt. Malchen ist ein gutes Kind, aber immer dabei ein Mädchen; und das soll sie auch seyn. Ich höre die Mädchen lieber von der Küche, Puz und Heürathen, als von Philosophie, sprechen. Wiz und Munterkeit kleiden sie besser, als Ernst und Tiefsinn. Ein Mädchen mit einer gelehrten Mine kömt mir vor, wie ein Kind in einer großen Staatsperüke. Wenn sie durch vieles Lesen sich eine recht lange Tabaksnase herausgeschnupft, und hierdurch ein männliches Ansehen erworben hat, dann mag das Ding noch hingehen. Hätte ich von zwei Mädchen, deren Eins ich über

den

den Büchern, das andre singend bei haußlicher Arbeit anträfe, Eins auf gerade wol zur Frau zu nehmen, so würde ich immer das Lezte dem Ersten vorziehen. Es geht den gelehrten Mädchen, wie den jungen Herren, die sich durch Lesung unserer Schönschriften den Magen verdorben haben. Jene dünken sich für das grobe Haushaltungs und Erziehungsgeschäfte zu klug und empfindsam, und diese haben zu viel Geschmak, um an den trockenen Brodwissenschaften Geschmak zu finden. Jene würde ich nicht zur Frau, und diese nicht zu einem Dienste empfelen.

Leben Sie wol, lieber Sternfeld, und machen Sie, daß Sie bald unsern Kühhirten hören, meine Frau Nachbarin in eigener hoher Person sehen, und mit dem weiblichen Malchen und mir, an külen Sommerabenden, in unseren dorfmäsigen Gärten spaziren gehen; dann soll Ihnen Malchen sagen, wie sehnlich ich Ihre Rückunft

wünsche, und wie sehr ich mich freue, daß ich bin

Ihr

Freund
L.

Vierzehnter Brief.

Gestern speißte ich in Gesellschaft von zwölf Personen bei dem Präsidenten G. Dieser Mann ist so gesprächig, daß er seine Zuhörer oft in einer Stunde nicht zum Worte kommen läßt. Ich bemerkte an ihren verdroßenen Gesichtern, daß die meisten mit seiner allzugütigen Unterhaltung unzufrieden waren. Sie wolten auch gern zeigen, daß sie da wären, und etwas wüßten. Sie ergriffen also jede Gelegenheit, ihm den Faden der Geschichte vor dem Maule weg abzuschneiden. Hierin kamen sie mir vor, wie Liebhaber vom Tanzen, die auf dem Bale bei einer großen Menge Menschen sich nahe hinter

hinter die Tanzenden stellen, um sogleich bei dem Ausgange der Menuet oder des Englischen eintreten zu können. — Der Präsident ließ sich aber hierdurch nicht irre machen, unterbrach sie von neuem, und sprach, ohne ihren Verdruß zu bemerken, ruhig fort. Mir wäre dieses ganz recht gewesen, wenn er nur nicht immer zu alltägliches, unbedeutendes Zeüch gesprochen, und dasselbe noch überdem durch Anfürung kleiner, unbeträchtlicher und nicht zur Sache gehöriger Umstände in die eckelhafteste Länge hinausgedehnt hätte. So erzälte er z. B. bei Gelegenheit eines Verstorbenen, im wievielten Grade er mit ihm verwand gewesen, wie er zu seiner jetzigen Frau gekommen, was sich am Hochzeittage zugetragen habe, was sie für Wetter zu jener Zeit gehabt, wie der Wein gerathen wäre, u. s. w. Es gibt gewisse Familien und Nationen, denen vieles Schwätzen ganz besonders eigen ist, und die nie Mangel an Stof zum Gespräche haben. Ich muß Ihnen, lieber Sternfeld, gestehen, daß ich oft durch das unaufhörliche Reden

solcher Leüte auf meine Vernunft und Wissenschaft mißtrauisch gemacht worden bin. Wenn ich aber nachher die ganze Masse ihrer Plauderei zusammennahm, so fand ich, daß es eitel Wind und Schall war.

Ich machte hiebei die Bemerkung, daß vieles auf unserer Erde im Moralischen und Phisischen in umgekehrtem Verhältnisse stehe, da man doch beim ersten Anblick das Gegenteil vermuthen sollte. So spricht ein Kluger wenig und ein Dummer viel. Ein Poltergeist ist gut und ein immerlächelnder Mann böße. Von einem magern Menschen hat man mehr, als von einem Dicken zu fürchten. Launigte Leüte sind ernsthaft oder gar hipochondrisch, und elende Spaßmacher lustig. Stilles Wasser gründet tiefer, als Rauschendes. Zu scharf schneidet nicht. Aepfel mit rothen Bäckelchen sind nicht so gut, als der rauche, unansehnliche Eisenbart. Morgenröthe verspricht keinen schönen Tag. Der dürre Weinstok bringt ein

köstliches

köstliches Getränke hervor. Hochrothe Wangen verrathen Krankheit, u. s. w.

Ueber Tische fing Einer an, etwas zum Ruhme Friedrichs des Einzigen zu erzälen. Ein neümodischer Wagen rollte vorbei. Alles lief an die Fenster, um ihn zu sehen. Die Erzälung ward unterbrochen, und der groſze Mann ver — und zerrasselt. Niemand dachte weiter an ihn, und wer weiſz, wann er einst in Gesellschaft bei einem Stillstande des Gesprächs wieder aushelfen muſz! Eine einzige gegenwärtige Handlung gilt mehr, als eine lange Reihe der herrlichsten vergangenen Thaten. Ein gutes Gericht oder eine Spazirfahrt würde man nicht mit der Beschreibung der hitzigsten Schlacht, wobei Zehntausende den rühmlichen Tod der Befreier des Vaterlands gestorben, vertauschen. Und doch hat der Mensch so viel eiteln Stolz und Eigenliebe! Nach der Figur, die er in diesem augenbliklichen Leben zu spielen sucht, sollte man glauben, daſz er wenigstens einige Hundert Jare alt würde.

Möchte er doch immerhin durch seine Thorheit sich selbst schaden, wenn er nur nicht aus Ehrsucht, übler Laune, wegen einem bessern Stück Essen oder einem schönern Kleide das Leben seines Nächsten auf die niederträchtigste Art verbitterte! Menschen solten sich den kurzen Aufenthalt hienieden, den über dies eine Menge unvermeidlicher Widerwärtigkeiten durchkreüzen, durch neü ersonnene Uebel nicht noch unangenemer machen. Hiebei fällt mir wieder ein altes, teütsches Sprichwort ein: „Man muß leben und leben lassen.„ Der Präsident ist ein alter Mann. Es ist bekant, daß er, um sich höher zu schwingen, manchen durch Verlaümdung geschadet, und um seinen Diensteifer zu zeigen, unnütze Arbeit gemacht hat. Wenige Jare wird er noch diesen mit so vielem Geschmak ausgezierten Saal besitzen, und an seiner Tafel kriechende Schmeichler bewirthen. Nach diesen bewohnen dieses Haus andre Menschen, essen, trinken und spielen auf der nämlichen Stelle, und denken so wenig an den Präsidenten, als dieser jezt an

seinen

seinen Vorgänger. Dies sind gemeine Warheiten. Der Dümmste erkennt sie; aber der Tausendste unter den Klugen fühlt sie nicht, und von den wenigen, die sie fühlen, sucht sie der geringste Teil zu seinem und anderer Besten anzuwenden.

Unser philosophischer Professor war auch von der Tischgesellschaft. Anfangs saß er eine lange Weile ganz still und schüchtern. So wie aber das Gespräch allgemeiner ward, und er mehr Wein, als gewönlich, getrunken hatte, heiterte sich auch sein Gesicht auf. Er wurde lustig und gesprächig, und verfiel zulezt gar in eine Art von Ausgelassenheit. Dies ist der Fall bei den meisten Hipochondern. Um unser Daseyn recht zu geniesen, hub er an, muß man nur von einem Augenblicke zum andern leben, und sich über alles hinwegsetzen, was uns verdrüßlich macht, wenn es nur nicht mit den Pflichten eines Kristen und rechtschaffenen Mannes streitet. Wer wollte die ungeheuere Menge Dummheiten und Kleinigkeiten mitmachen,

 die

die die verdorbenen Menschen von Anbeginn der Welt bis hieher ersonnen, und endlich für Pflicht oder Anstand ausgegeben haben! Um sich nicht von dem Äusserlichen des Menschen blenden zu lassen, muß man ihn für das ansehen, was er ist. Denke man sich das Zufällige weg, und er ist, was wir sind. Den glänzenden Stern jenes Großen verfertigte dort in dem Unterstübchen der Geselle des Goldschmids für Essen und Wochenlohn. Das goldene Kleid stikten dürftige Mädchen. Den prächtigen Wagen machte Meister Kloz bei einer Pfeife Tabak und einem Kruge Bier. Die stolzen Pferde zog auf einem schlechten Dörfchen der Bauer Karst auf. Und mit diesen Sachen, die die Kunst und der Fleiß gemeiner Leüte hervorgebracht hat, brüstet sich der große Mann im rasselnden Wagen! Und vor diesen Sachen machen die einfältigen Leüte tiefe Bükling! Solten sie sich nicht vielmehr vor dem Goldschmidsgesellen, den dürftigen Mädchen, Meister Klotzen und dem Bauer Karst beügen? Meister Kloz und Karst sind eigentlich

die Haupturſachen des in der Gaße plözlich entſtandenen Lärms, das den Vornehmen und Niedrigen, den Klugen und Dummen an die Fenſter zieht, und die eilends Vorbeigehenden auf einmal vor dem großen Manne Front machen läßt. Ziehen ſie ihm ſein geſtiktes Kleid mit dem blitzenden Stern aus, und ſtekken ſie ihn dafür in Meiſter Klotzens blaue Juppe; er wird incognito durch die Gaſſen gehen, und vielleicht nicht ſo freündlich gegrüßt werden, als Meiſter Kloz.

Sie können leicht denken, lieber Sternfeld, daß unſer Philoſoph mit ſeinem mutig gewordenen Steckenpferde nicht um den ganzen Tiſch herumgalopirte. Das wäre ſehr unartig geweſen. Er hätte ja dem Präſidenten, der ſich eben in dem ſtinkenden Pfule der Geſchichte von ſeinem dem Staate geleiſteten Dienſten weiblich herumtummelte, in den Weg kommen, und von deſſen Fuchſe, nach der ihm angeſtammten Tücke, hintenausgeſchlagen werden können. Nein, unſer Philoſoph machte ſeine Sprünge zwiſchen

einigen Freunden, ein paar guten Flaschen Wein und einer blinden, porzellanenen Göttin der Gerechtigkeit, der die Wage aus der Hand gebrochen war. Nur manchesmal sezte er so hoch, daß er aller Augen, die das langweilige Plaudern des Präsidenten bald zu einem sanften Schlummer geschlossen hätte, auf sich zog, und ein allgemeines Gelächter erregte. Auch traf es, daß er von ungefär der Pfütze des Präsidenten zu nahe kam, und durch einen Seitensprung dessen goldenes Kleid besprüzte. Der Präsident, der so, wie seines Gleichen, das Lachen und Besprüzen, obschon sein Fuchs die Ursache davon war, nicht vertragen konte, warf einen verdrüßlichen Blik auf den Philosophen, und — sein Steckenpferd war ruhig. So spricht der furchtbare Stallmeister sein mächtiges Pare, und das mutige Roß fährt zusammen und steht still.

Ich schrieb Ihnen neulich, lieber Sternfeld, daß unser Philosoph nicht Kraft genug habe, öffentlich mit abgeschnittenen Haren

zu erscheinen. Wie reimen Sie dieses mit seinen Grundsätzen zusammen? Und der Mann ist doch wirklich kein philosophischer Marktschreier. Er ist von dem, was er denkt, vollkommen überzeügt, und sucht es nach seinen Kräften in Ausübung zu bringen. Auch ich habe oft die glükliche Stimmung, daß mir Menschen und Dinge in ihrem natürlichen Zustande erscheinen. Da höre ich phisische und moralische Stürme mit eben der Gleichgültigkeit um mich her brausen, als ich mich in der unermeßlichen Schöpfung mit der Erde in ihrem ewigen Doppelkreise herumdrehen lasse. Da sehe ich Kaiser und Könige nur, als die ersten Diener des Staats. Mit der Offenherzigkeit eines Freündes könte ich ihnen ihre Fehler entdecken, dann gelassen ins dunkele Gefängnis wandern, und hier zufriedener leben, als in den glänzenden Zimmern des Hofes. Da schäme ich mich nicht, im schlechten Gewande unter niedlich gepuzten Herren und Jungfern zu erscheinen, und ihnen, wenn sie sich mit dem ererbten Gelde auf

meine

meine Kosten lustig machen, derbe Warheiten ins naseweise Gesichte zu sagen, oder ihre ungezogenen Handlungen für Marionettenspiel, und ihre Worte für leeren Schall zu halten. Da kömmt es mir schwer an, vor einem heüchelnden Schurken den Hut zu ziehen. Tiefer möchte ich ihn in die Augen drücken, und zeigen, daß ich seine Schandthaten kenne. — Aber dies ist ja gegen die feine Lebensart, gegen die heütige Politik? Man kan ja mit Einer Hand freündschaftlich die schamlosen Wangen streicheln, und mit der Andern den vergifteten Dolch hinterwärts in die untreüe Brust stossen. Wenn man heimlich seinen Zwek erreichen kan, braucht man nicht öffentlich zu Werke zu gehen. Zeit und Umstände ändern sich. Der böse Bube kan wieder emporkommen, dann ist man doch vor seiner Rache sicher. — Ich weiß nicht, welcher von beiden mehr Verachtung und Abscheü verdienet? Gefällt Ihnen aber auch der offene, trotzige Mann, der seinem Feinde herzhaft unter die Augen tritt, nicht besser, als der, welcher

cher sich einer erlaubten Politik bedient?

Ich gestehe Ihnen, lieber Sternfeld, zu meiner Beschämung, daß ich dieses abstrakte Gefül nicht immer habe. Doch, vielleicht ist eben dieses aufrichtige Geständnis, das andre, um ihre Schwäche zu verbergen, sorgfältig zurükhalten, eine Art von Stärke. Widerwärtigkeiten, äusserlicher Schein, Furcht und Einbildung werfen oft das mit so vieler Mühe aufgeführte herrliche Gebäude auf einmal über den Haufen. Der Präsident erzälte von einem meiner Freünde die abscheülichsten Unwarheiten. Seine Anhänger bestätigten durch neüe Lügen seine grobe Verläumdung. Ich wußte, daß er der rechtschaffenste Mann von der Welt war. Glauben Sie wol, daß ich nicht Kraft und Muth genug hatte, dem ehrabschneiderischen Manne vor dieser zalreichen Gesellschaft zu widersprechen, und die güte Sache meines Freündes zu verteidigen? Und hier war doch die beste Gelegenheit, ihn vor vielen auf einmal

mal zu rechtfertigen, und den Präsidenten in der schändlichsten Blöße darzustellen. Oft hatte ich schon die Lippen zum Beweise seiner Unschuld geöfnet; aber das Ansehen des Präsidenten und die Menge seiner Kreaturen schlossen sie wieder. Um meine Schwäche zu bemänteln, überredete ich mich sogar, daß Ehrfurcht und Gastfreiheit mir die Vertheidigung meines Freündes verböten. Wie sehr schmerzte es mich nachher, daß ich der erfinderischen Eigenliebe die Ehre meines Freündes aufgeopfert hatte! denn, liebte ich mich nicht weit mehr, als ihn? Zog ich nicht eine geringe Verlaügnung meiner selbst dem Verluste seines guten Namens vor? Der Himmel behüte Sie, lieber Sternfeld, vor solchen Lästerungen! doch, wer ist davor sicher? Sie sollten aber sehen, daß mich dieser Vorfall gebessert hat, und ich bei jeder Gelegenheit zeigen würde, daß ich in der That bin

Ihr

Freünd

L.

Fünf-

Fünfzehnter Brief.

Wertester Sternfeld, bedauren Sie mich und meine liebe Vaterstadt! Wir haben unsern guten, besten Fürsten verloren. Erschrecken Sie nicht! Er ist nicht todt. Wer möchte dieses überleben? Nein; er geniesset der vollkommensten Gesundheit. Wie glüklich sind wir! Dank, tiefen Dank dem Himmel, daß er noch lebt, daß er unser Vater ist, und wir seine Kinder sind! Aber, er hat uns verlassen, und seinen künftigen Aufenthalt zu S. in dem ihm jüngst angefallenen Herzogthume genommen. Freüen Sie Sich, daß Sie ihm nun einige Tagreisen näher sind! Auch Sie trieb ja unsere Freündschaft vor kurzer Zeit über einen hohen Berg nach der Gegend hin, die ich bewohne; und der Fürst ist Freünd von allen guten Menschen, und Sie sind ja so gut, so gut!

Sie können Sich die Verstörung nicht denken, die die unvermuthete Nachricht von

der

der Abreise unsers Fürsten in aller Gemüther erregte. Wie ein Feüer vom brausenden Nordwinde getrieben, hatte sie sich in einer Stunde durch die ganze Stadt verbreitet. Es war, als wenn die Stadt nur eine einzige Familie ausmachte, die nun ihren Vater und Wolthäter verlieren solte. Auf jedem Gesichte zeigten sich die traurigen Empfindungen des Herzens. Einer hielt den andern auf der Gaße an, erzälte ihm die Neüigkeit, und beklagte den unersezlichen Verlust. Trupweise versammelten sich nach und nach Menschen, die sich zuvor nicht gekant hatten, und sprachen von ihrem künftigen Schiksale. So vereinigt eine allgemeine Noth die ärgsten Feinde, und macht Fremde zu den besten Freünden. Der trostlose Bauer brachte die betrübte Botschaft mit auf sein friedliches Dörfchen. Frau und Kinder hören sie mit offenen Maülern und weitaufgerissenen Augen an. Eine ungeheüchelte Thräne rollt über die braunen Wangen der Eltern, und die Kinder fragen in ängstlicher Erwartung, ob dann dies der

liebe

liebe Herr sei, der ihnen immer so freündlich zunikte? In der lauten Schenke verstummt auf einmal das nüzliche Gespräch von Land- und Hausgeschäften. Die unerwartete Nachricht macht den erschrockenen Bauer auf sein Gehör mißtrauisch. Er streicht das gerade herabhängende Haar hinter das neügierige Ohr, und vernimmt zu seinem größten Mißvergnügen, daß er sich nicht geirrt habe. Nun brechen sie einstimmig in das Lob des Fürsten aus. Jeder erzält die Wolthaten, die er von seiner Güte empfangen hat. Hier rühmt Einer seine Leütseligkeit und Herablassung. Dort preißt ein Andrer sein mitleidiges Herz. Dieser schäzt sich glüklich, daß er seinem weisen Rathe gefolgt habe. Jener lobt seine unparteiische Gerechtigkeit. Alle kommen darin überein, daß er Armen und Reichen ohne Unterschied einen freien Zutritt gestattet, und niemanden seine hilfreiche Hand versagt habe. Die Furcht, ihn zu verlieren, läßt sie jezt erst die Größe seines Werthes erkennen. Nun fülen sie, wie sehr sie ihn geliebt haben.

Der Weg zu meinen Freunden trug mich fast jeden Abend vor seinem Schlosse vorbei. Gewönlich stand er am Ekfenster zwischen zwo Wachskerzen an seinem Schreibpulte. Hier brachte sein thätiger Geist die heilsamsten Entwürfe nicht allein für seine Unterthanen, sondern für die ganze Menschheit zur Welt. Lange hing mein liebendes Auge an seiner holdseligen Person, und ich vergaß fast die Gesellschaft meiner Trauten. Nun ist sein liebes Bild verschwunden, vielleicht auf ewig verschwunden! Traurige Stille und Finsternis herrscht im öden Schloße. Es ist ein kleiner Unterschied zwischen Tod und Abwesenheit. Nur die Möglichkeit, sich wieder zu sehen, und eine kurze Zeit miteinander hinzuleben, unterhält noch den schwachen Lebensathem. Selten geht diese Möglichkeit in Wirklichkeit über, oder wenn es geschieht, dann ist die Trennung nur desto schmerzlicher.

Erwarten Sie nicht von mir, lieber Sternfeld, daß ich Ihnen die Abreise unsers Fürsten beschreibe! Ich war zu niedergeschlagen, als daß ich ein Augenzeüge dieses trauervollen Auftritts hätte seyn können. Erinnern Sie

sich

sich noch, wie sorgfältig ich schon einige Tage vorher Ihrem Abschiede auswich? — Der unruhige Lärm, der sich bald früh auf der Gasse erhub, verkündigte mir, was ich für einen harten Tag zu durchleben hatte. Jedes Auf- und Absprengen der Pferde, jeder vorbeirollende Wagen vermehrte meinen Schmerz. Um allem dem zu entgehen, was mich an den nahen Verlust seiner vortreflichen Person erinnern konte, nahm ich ein Buch, und ging in den Garten. Zehnmal las ich Eine Zeile, und sie blieb mir immer neü. Ich wußte nicht, daß ich sie gelesen hatte. Mit unverwendeten Augen sah ich auf das Buch, und ich sah nur sein liebevolles Bild. Sehnlich wünschte ich, da doch seine Abreise unvermeidlich war, daß er und alles, was mir sein Andenken erneüern konte, schon weit von hier entfernt seyn möchte. Und doch war ich immer auf dem Sprunge, nach dem Schloße hin zu laufen, mich mitten unter das Volk zu stellen, und da zu warten, bis mir sein holdes Bild am beliebten Eckfenster erschiene. Wer weiß, ob mich nicht meine erhizte Einbildungskraft durch Volk und Wache bis ins Gemach des Fürsten hingeris-

 sen,

sen, ob ich nicht seine Füße umfaßt, und sie mit heisen, dankbaren Thränen benezt hätte? — Sie lächeln, Sternfeld? Wissen Sie nicht, wie ich über das Orchester hin die fromme Aemilie aus den tödenden Händen ihres Vaters befreien wolte? — Malchen trat in den Garten, und sagte mir, daß der Fürst mit weinenden Augen, unter lauten Klagen des haüfig hinterherziehenden Volks, unsre Stadt verlassen habe. Mit stillem Vergnügen bemerkte ich an ihrem traurig an die Erde gehefteten Blicke, wie sehr sie seine Abreise empfand. Ich war nun so ruhig, wie Malchen, als sie mich im Gartensale fragte, ob Sie fort wären?

Die heftige Betrübnis hatte meinem Verstande nicht so viel Zeit und Macht gelassen, daß er reifliche Ueberlegung über die Folgen, die aus der Abwesenheit des Fürsten fliesen konten, angestellt hätte. Nun überdachte ich erst den großen Vorteil, den eine mündliche Unterredung mit dem Fürsten jedem Bedrängten gewährt. Dieser kan sein Anliegen mit allen auch den geringsten Umständen vorbringen. Der Fürst macht Einwendungen. Der

Bitten-

Bittende sucht, sie zu widerlegen. In Abwesenheit des Fürsten hingegen muß die Bitte schriftlich aufgesezt werden. Nicht jeder hat hiezu die erforderliche Geschiklichkeit. Der geldbegierige Sachwalter hat zu wenig Anteil an der Sache, als daß er sich die Mühe nehmen solte, dieselbe gründlich zu bearbeiten. Der Arme und Einfältige unterliegt. Der Reiche und Verschmizte gewinnt. Der freie Zutritt stand zuvor mehrmal offen. Jezt ist es zu kostspillich, mehrere Schriften an den Fürsten zu schicken. Wird er dieselben immer in eigener Person lesen? Wird er sich nicht von andern daraus berichten lassen? Haben diese genug Unparteilichkeit und Gerechtigkeitsliebe, um die Sache von der rechten Seite vorzustellen? Gewönlich gibt es, besonders wenn der Fürst abwesend ist, mehrere Parteien. Eine sucht, der andren zu schaden, und ihre Anhänger zu begünstigen. Der geschikte, redliche Mann wird hierdurch auf viele Jare zurükgesezt, und erlebt vielleicht nicht einmal, daß sein Verdienst anerkant, oder seine gerechte Sache ausgemacht wird. Es ist über dies noch eine große Frage, ob die überschikten

Briefe und Bittschriften jederzeit richtig in die Hände des Fürsten kommen? Wie? wenn dieselben von bößen Leüten unterschlagen würden? Der arme, bedrängte Unterthan wartet lang auf eine tröstliche Antwort oder die Betreibung seiner ins Stecken gerathenen Sache. Endlich sieht er das Stillschweigen für eine Verweigerung seiner Bitte an. Er ist zu furchtsam, um dieselbe noch einmal zu wiederholen, und wird also das unschuldige Opfer seines listigen Feindes.

Unser Fürst hatte sich durch seine Thätigkeit in Geschäften und dem jedermann gestatteten freien Zutrit zu seiner Person eine solche Kentnis der hiesigen Unterthanen erworben, daß er nicht leicht von seinen Ministern und Rathgebern konte betrogen werden. Der hieraus entspringende Vorteil wird sich für uns hauptsächlich noch in Zukunft zeigen. Vielleicht sucht man, ihm manchen, als einen ungeschikten, boßhaften oder bemittelten Mann vorzustellen, den er bei seiner Anwesenheit gelehrt, rechtschaffen und arm gefunden hat. Dies wird ihn noch mehr überzeügen, wie schwer es ist, nur einige zu finden, auf deren

Urteil

Urteil und Redlichkeit er sich unter allen Umständen vollkommen verlassen kan. Ich wünschte, daß dieses ihn nicht gegen die Menschen überhaupt, oder wenigstens gegen den größten Teil derselben mißtrauisch machte. Da er von der Güte seines Herzens gern auf andere schließt, so könte er nun, wenn er öfters hintergangen würde, leicht in den entgegengesezten Fehler fallen, und der lezte Betrug ärger werden, als der erste.

Vor einiger Zeit hatte ich einen Bedienten, der der Fahne seines Herrn untreu geworden war, und sich hieher geflüchtet hatte. Ich machte eben hieraus nicht viel, weil ich glaubte, daß er, dieses Verbrechens ungeachtet, ein ehrlicher Bedienter seyn könte, und überdies durch Härte und Ungerechtigkeit zu diesem Schritte vielleicht möchte verleitet worden seyn. Er war in seiner Jugend einige Schulen durchgeloffen. Bei müßigen Stunden fand ich ihn über den Büchern. In seinem Dienste war er sehr ordentlich. Einst behauptete er in Gesellschaft anderer Bedienten, daß man auch ohne Religion ein ehrlicher Mann seyn könte, und daß sie nur ein Kapzaum für einfäl-

tige Leute wäre. Er sprach mehr von seiner Rechtschaffenheit, als mir lieb war. Blos im Scherze lies er sich einsmals verlauten, daß, wenn er Proviantkommissär wäre, er es für keine Sünde halten würde, seinen Landsherrn, der ein übermäsiges Einkommen habe, um so viel zu bevorteilen, als er zu seiner Nothdurft brauche. Ich glaube, daß sich seine Nothdurft von Jahr zu Jahr vermehrt hätte. — Er konte nicht einsehen, warum die verbotene Liebe etwas Böses sei. Unterdessen waren schon viele Mädchen durch ihn unglüklich geworden. Er hatte immer neüe Kleider. Seine Livrei trug er selten. Er verschwendete mehr, als sein Lohn betrug; doch vermißte ich nichts in meinem Hauße. Ich gab ihm den Abschied. — Er kam wieder, als Bedienter, zu zwei jungen Grafen. Nach einem Jare machten sie ihn zu ihrem Kammerdiener. Er bestal sie, und wurde aus dem Hauße gejagt. Die Kammerjungfer klagte gegen ihn, daß er sie unter dem Versprechen der Ehe geschwängert habe. Er schwur es ab. Die Kammerjungfer brachte das Kind um. Der Kammerdiener ging durch.

Sie

Sie errinnern Sich noch, lieber Sternfeld, daß der erste Grund zu unserer Freündschaft in der Gesellschaft des Hofraths S. gelegt wurde. Ihr Aüsserliches gefiel mir. Ich fühlte Neigung gegen Sie, ohne eine Ursache davon angeben zu können, so wie ich auch oft nicht weiß, warum mir beim ersten Anblik gewisse Leüte unangenehm sind. Es wurde etwas Ungebührliches gesprochen. Sie errötheten, und suchten, das Gespräch unvermerkt auf einen andern Gegenstand zu lenken. Die Ehre eines Abwesenden wurde angegriffen. Sie vertheidigten ihn mit einer Hitze, die bald in Grobheit ausgeartet wäre. Ausserdem waren Sie sehr bescheiden und höflich. Sie sprachen bald viel, bald wenig, und lachten über einen witzigen Einfall aus Herzensgrunde. Sie waren munter, ohne ausgelassen zu seyn. Alles dieses schien mir, einen guten Menschen zu verrathen. Ich hätte mich aber auch betriegen können. Die Verstellungskunst wird heütiges Tags auf den höchsten Grad getrieben. Doch hätte es derselben ziemlich schwer werden sollen, Ihr Betragen vollkommen nachzuahmen. Ich wünsche, daß

unser guter Fürst in der Wahl seiner Rathgeber so glüklich seye, als ich in der Ihrigen war, und daß er eben so sehr Freünd seiner Unterthanen bleiben möge, als ich bin

Ihr

Freünd
L.

Sechzehnter Brief.

Verflossenen Sonntag kam ich mit dem jüngern Sohne des unglüklichen Zalmeisters ungefär auf einer Dorfkirchweihe zusammen. Es freüte mich ungemein, daß ich einmal wieder unter einer Menge gesunder, freündlicher Bauern und Mädchen speisen konte. Vor dem Tische betete jung und alt mit einer Andacht, die mich mehr erbaute, als die von einem zierlich aufgekraüselten, hagelweis gepuderten Kandidaten im gewönlich affektirten Kanzeltone herausgedrechselte Kirchweihpredigt. Die Herren aus der Stadt spielten unterdessen mit ihren sogenanten chapeaus, rieben sich die Hände, und scherzten miteinander. Sie wolten

ten unfelbar hierdurch an den Tag geben, daß sie zu klug und zu gelehrt wären, um eine mit so einfältigen Menschen gemeinschaftliche Religion zu haben. Die frommen Bauersleüte beteten aber ungestört fort, und schienen nicht einmal auf ihre Späßchen acht zu haben. Die Städter empfanden den stillen, unvorsäzlichen Verweis für ihre Ausgelassenheit, und suchten ihre Scham durch ein hölzernes Lachen zu verbergen. Ich habe immer, lieber Sternfeld, mit Verwunderung bemerkt, daß ernsthafte Religionsübungen Freigeistern und spöttischen Wizlingen eine gewisse Art von Ehrfurcht eingeflößt, oder wenigstens ihnen die Schamröthe ins freche Gesichte getrieben haben. Ja, sie gerathen sogar in Eifer und Hize, wenn man die Religion angreift, in der sie erzogen sind, und deren Vorschriften zu befolgen, sie sich jezt zur Unehre halten. Die größten Freigeister werden immer eine Vorliebe zu ihrer ehemaligen Religion haben, und deren Vorteil zum Schaden der gegenseitigen Partei zu befördern suchen.

Die freündlichen Bauersleüte gaben alles, was das Haus vermochte, auf eine so gutwillige

lige Art, und sie und ich assen mit so treflichem Apetite, daß es mir, wie die gemeineren Menschen zu sagen pflegen, noch jezt gut schmekt. Eine ungezwungene Fröhlichkeit belebte die laute Tischgesellschaft. Die Bauern sprachen blos von dem, was sie verstunden, und horchten dem, was außer dem Gesichtskreise ihrer Vernunft lag, mit stiller Aufmerksamkeit zu. Ich hatte das Unglük, neben dem jüngern Sohne des Zalmeisters zu sitzen. Dieser kramte seine oberflächlichen Kentnisse von der Landwirthschaft mit der ihm eigenen stolzen Selbstgenügsamkeit aus. Die Bauern widerlegten ihn, und zeigten, daß das meiste, was er in den Büchern gelesen habe, bei der Ausübung nicht anwendbar wäre. Dies empörte seinen Eigendünkel. Er führte zu seiner Vertheidigung zehn Schriftsteller an, die er vielleicht nur dem Nahmen nach aus gelehrten Zeitungen kante. Seine Hitze verleitete ihn so weit, daß er, der seinem Wirthe schuldigen Achtung uneingedenk, von Starrsin und vernunftloser, alter Gewonheit sprach. Die Bauern schwiegen.

Nach einiger Zeit zog er ein paar kleine

Gedichte von seiner Muse aus der Tasche, und las sie mir mit so gemäsigter Stimme vor, daß sie jeder am Tische hören mußte. Sie waren schwülstig und dunkel. Er hatte große Noth, mir sie zu erklären. Um seiner bald los zu werden, und mich wieder mit den Bauern zu unterhalten, stellte ich mich zwar, als wenn ich sie verstünde; aber meine Gefälligkeit gegen ihn hatte doch nicht so viel Macht über mich, daß ich der Warheit untreü geworden wäre und sie gelobt hätte. Daß doch die Leüte nicht natürlich, leicht und verständlich schreiben wollen oder können! Und Oßian und Homer sind doch ihre Abgötter; denn die schöne Natur ist ihnen zu gemein und alltäglich. Vielleicht haben sie auch nicht Fleiß, Geschiklichkeit und Einbildungskraft genug, um sie nachzuahmen. Es ist freilich leichter, ein Bildchen, als eine Gegend, abzumalen.

Die Tischgesellschaft hatte so viel gute Lebensart, daß sie seine Gedichte mit geduldiger Aufmerksamkeit anhörte. Um ihn stumm zu machen, häte ich den Bauern etwas von seiner Unbescheidenheit gewünscht. Er sagte mit einer Autormine, daß sie vor kurzem in einer

Monat-

Monatschrift erschienen wären, und wunderte sich sehr, daß ich sie noch nicht gelesen hätte. Man merkte an seinem heitern, zufriedenen Gesichte, wie mächtig er es füle, daß jezt in halb Deütschland von ihm gesprochen werde; und es sind vielleicht wenige, die sie nicht überschlagen haben. Es ist ein wahres Glük für Schriftsteller und eine Entschädigung für ihre mühsame Arbeit, daß sie sich, ehe ihr Werk erscheint, mit dem künftigen Beifall des Publikums, und noch lang nach der Herausgabe mit dem erfreülichen Gedanken taüschen, daß sie von vielen gelesen werden, da doch vielleicht Niemand mehr an sie denkt. Sie glauben, daß, so oft ihre Autorschaft sie auf die schmeichelndste Art unterhält, sich auch andre mit Lesung ihrer Schriften vergnügen.

Nun gab der junge Mensch, um den weiten Umfang seines Genies zu zeigen, noch eine kleine Probe von seiner Philosophie. Er konte lange hiezu keine schikliche Gelegenheit finden. Entweder das Gespräch war vom Feldbau, oder es wurden lustige Märchen erzält, und dabei aus Herzensgrunde gelacht. Dieses lezte schikte sich auch besser für ein

Kirch-

Kirchweihfest, als trockene Philosophie, zu der man nicht eher greifen soll, als bis man nichts mehr zu lachen hat. Endlich erzälte ein Bauer seinen Traum. Sogleich sagte der Philosoph, daß ja das ganze menschliche Leben nichts, als ein bloser Traum sei. Derjenige wäre der glüklichste, der am vergnügtesten traüme. Man müsse alles Verdrüßliche von sich zu entfernen suchen. Wenn es ihm nur wohl gehe, mit den Uebrigen möge es stehen, wie es wolle. Wofür er sich auf dieser Welt plagen solle? Es wäre nicht der Mühe werth, daß man um unsers kurzen Lebens willen nur einen Fuß anders setze, als es einem behagte. Wäre er reich, so würde er gewis keinen öffentlichen Dienst suchen, sondern in edler Freiheit sich die Zeit nach seiner Neigung vertreiben.

Ein alter Schulmeister, der von dem Weine, den ich aus der Stadt mitgebracht hatte, ziemlich lustig geworden war, schüttelte über die Philosophie des jungen Menschen einigemal den Kopf. Endlich sagte er, daß, wenn die Vorwelt auf diese Art gedacht hätte, der Gemeindewald vor dem Dorfe nicht stünde,

und sie im Winter frieren müßten. Hätten sie nicht vorigen Sommer gearbeitet, so müßten sie jezt des Vergnügens entbehren, ihn zu bewirthen, und ihnen mangelte die notwendige Nahrung des Leibes. Er glaube, daß jeder Mensch verpflichtet wäre, zum Besten des Ganzen beizutragen; denn weil er ohne die Uebrigen nicht leben könne, so möchten auch wol die Uebrigen ohne ihn nicht bestehen. Er wünschte, daß die Einrichtung allenthalben, wie in seinem Dorfe, wäre. Sie litten keinen jungen, gesunden Bettler. Wer nicht arbeiten wollte, müßte weiter gehen oder verhungern. In Rüksicht auf Gott, den Nächsten, sich selbst und überhaupt auf die Ewigkeit würden viele gleichgültig scheinende Handlungen wichtig, und hingegen viele in den Augen der Welt wichtig scheinende Handlungen sehr gleichgültig. Er könne den, welcher blos sich zum Vergnügen lebe, nicht einmal mit einem Manne vergleichen, der an einem heitern Sommertage in einer anmutigen Gegend am Fluße säße, und zum Zeitvertreibe mit der Angel kleine Fische fange. Dieser verschönere doch die Gegend, wenn er von dem Maler die-

ser

ser Landschaft mit auf das Bildchen gebracht werde, da hingegen jener den herrlichen Plan der Schöpfung verunstalte. Ja, wenn einer auch so unglüklich wäre, keinen Dienst im Staate zu erhalten, so müßte er durch seine wissenschaftlichen Kentnisse oder auf andre Art seinem Nächsten zu nüzen suchen.

Dem jungen Philosophen schien bei der Verhungerungsidee ganz der Apetit zu vergehen. Die Bauern lächelten und freüten sich über ihren grundgelehrten Herrn Schulmeister. Dieser schenkte sich ein Glas Wein ein, trank meine Gesundheit, und ich nikte ihm durchs Glas meinen Beifall zu. Um den jungen Menschen einigermassen aus der Verlegenheit zu ziehen, sagte ich, daß er seinen philosophischen Saz vermutlich nur aus Disputirlust vorgebracht habe. Er bejahete es; ich merkte aber doch, daß er, des schulmeisterischen Sieges ungeachtet, glaubte, was er wolte.

Das ist, lieber Sternfeld, der Fall bei den meisten Disputen. Die Leüte zanken sich schriftlich oder mündlich eine Zeit lang herum, und am Ende behält jeder die Meinung, die er zuvor hatte. Es gibt entweder wenig War-

heit auf unserer Erde, oder die Menschen haben zu viel Stolz, um ihren Irrthum zu gestehen, und sich von Andern überzeugen zu lassen. Mancher würde gern seinen aufgestellten Grundsaz verlassen, wenn er ihn nur nicht anfangs verteidigt hätte. Andere bestreiten eine Warheit, weil sie mit ihrer Leidenschaft im Widerspruche steht. Sie glauben hierdurch, ihre bößen Handlungen, wenigstens vor der Welt, einiger massen zu rechtfertigen. Anders glauben und anders thun fält zu sehr auf. Vieles, was man von des Menschen Thun und Lassen hört und ließt, ist entweder ganz oder zum Teil ungegründet. Der menschliche Verstand ist zu eingeschränkt, als daß er eine Handlung nach ihrem eigentlichen Bewegungsgrunde, und den verschiedenen Umständen, die sie begleiten, beurteilen könte. Mein Vetter zu L. wurde wegen vielem Verdruße, den er sich durch genaue Beobachtung seiner Pflicht zugezogen hatte, kränklich. Man räth ihm, um eine sehr beschwerliche, kaum halb besoldete Stelle anzuhalten. Er könte sich hierdurch zum Teil selbst ernähren, und fiele also seinen Gönnern weniger zur Last. Dieses bewegt ihn,

darum

darum nachzusuchen. Seine Krankheit ist zu dieser Zeit noch erträglich. Inzwischen verschlimmert sich dieselbe. Der Arzt sagt ihm, daß die mit dieser Stelle verknüpfte Arbeit seiner Gesundheit höchst schädlich sey, und er sich derselben mit gutem Gewissen nicht unterziehen könne. Er sucht sie also von sich abzulehnen. Dessen ungeachtet wird sie ihm übertragen. Um seine Gesundheit, das vorzüglichste Gut des Menschen, zu erhalten, nimt er die Stelle nicht an, und sucht seine Krankheit, weil dieselbe mit Stellen von einer andern Art nicht unverträglich ist, so viel möglich, zu verbergen. Viele halten ihn nun für gesund, und sagen, daß er aus Eigensinn oder Mißtrauen auf seine Kentnisse die Stelle ausgeschlagen habe. — Eine Menge Menschen glaubt, daß ich grob sei, weil ich ihnen auf der Gaße kein Kompliment mache. Und ich bekomplimentirte so gern die ganze Welt, wenn ich nur kein blödes Gesichte hätte. Sehen Sie, lieber Sternfeld, wie man sich betrügen kan! Oft benebeln Leidenschaften den Verstand, und stellen ihm die Sachen in einem ganz falschen Lichte dar. Freünd- und Feindschaft, Vater-

land, Religion, Gewerbe und dergleichen verändern den Begrif oder erzeügen Lügen. In jedem neuen Runde, mit jeder Meile Wegs, und jedem verflossenen Jare verliert die Warheit. Hauptsächlich traue ich denen nicht, die mir etwas zu anderer Nachteil erzälen. Der Mensch hat zu viel Eigenliebe, als daß er nicht andere verkleinern solte. Ich gewinne immer dabei, wenn ich von meinem Nächsten Gutes denke. Meine vorteilhaften Gesinnungen werden mir seine Freündschaft erwerben, da hingegen mein Mißtrauen mich ihm gleichgültig, wo nicht gehäßig macht. Diese gute Meinung schließt die im menschlichen Leben so nötige Vorsicht im geringsten nicht aus. Ich kan einen für ehrlich halten, und doch dabei auf meiner Hut seyn.

Schreiben Sie mir ja bald, lieber Sternfeld! Sonst zweifele ich auch an der mir so wichtigen Warheit, ob ich noch bin

Ihr

Freünd
L.

Siebenzehnter Brief.

Lachen Sie nicht, lieber Sternfeld! — Ich bin rasend-verliebt, und seit gestern Nachmittags 54. Minuten auf 5. Uhr ein halber Bräutigam. — Haben Sie ausgelacht? Nun gut. Ich muß Ihnen nur im Vertrauen gestehen, daß ich, als Bräutigam, mir selbst lächerlich vorkomme. Aber das Ding ist nun einmal so, und ich freue mich, daß es so ist, und wundere mich, daß es nicht schon lang so gewesen ist. Sagen Sie mir doch, englischer Sternfeld, warum nicht alle Mannsleute Bräutigame werden, oder von Anbeginn der Welt geworden sind? Es würde weniger unglükliche Mädchen und Ehebrüche, mehr Menschen, und sittlicher lebende Jünglinge und Männer geben. Der ehelose Stand ist bei vielen der Grund zu einem unordentlichen und ausschweifenden Leben. Frau und Kinder wollen Nahrung und Kleider haben. Der Mann muß also mit seinem Vermögen gut wirtschaften, oder wenn er keines hat, sich durch Arbeit so viel zu erwerben suchen, als er zum Unterhalt

der Seinigen braucht. Hierdurch wird er zugleich ein nüzlicher Staatsbürger. — Aber, wo findet sich auch für jeden ein Karolinchen? Und ohne mein Karolinchen möcht' ich selbst kein Braütigam seyn. Das war ein glüklicher Augenblik, der Glüklichste meines Lebens, als ich Abends mit dem dicken Amtmann von S. hinterm Dorfe hinging; und sie zum erstenmal über den Zaun hin im Garten sah! Nicht von der Stelle kont ich. Ich grüssete sie so freündlich, als es mir nur möglich war, und wer weiß, ob ich vor Bestürzung nicht vielmehr einfältig, als freündlich aussah? Sie dankte mir mit so viel gutmütiger Leütseligkeit, daß ich bald die Dreistigkeit gehabt hätte, sie anzureden. Der dicke Amtmann sprach mit mir; aber ich hörte und sah ihn nicht. Endlich nahm er mich beim Arme, und zog mich fort. Ich ging mit rükwärts nach ihr gekehrtem Gesichte, und wäre bald, wie Sternseher, die gehend den Himmel betrachten, in eine Grube gefallen. Es versteht sich von selbst, daß ich, unaufhörlich mit Karolinchen beschäftigt, diesen Abend wenig aß, die Nacht nicht schlief, und den andren Morgen schon vor 4. Uhr im Garten

ten war. Ich hätte grosse Lust, lieber Sternfeld, Ihnen alles, was bis zum Mittagsessen in meinem Kopfe und Herzen vorging, zu erzälen, denn es ist für mich, und folglich auch für Sie merkwürdig; aber die Zeit mangelt mir jezt.

Ueber Tische erfur ich, daß das, worüber ich gestern bald in die Grube gefallen wäre, eine reiche Pachterstochter sei. Der dicke Amtmann versprach mir, mich Nachmittags bei ihren Eltern aufzufüren. Vor übermäsiger Freüde küßte ich ihn dafür, so kupfrig auch sein Gesicht ist. Gleich nach dem Essen ging's fort. Je näher wir zum Hauße kamen, desto stärker klopfte mein Herz. Ich freüte und fürchtete mich. Als wir zum steinernen Thore hineintraten, stand das liebe Mädchen auf dem grossen Hofe, und fütterte das um sie her versammelte Federvieh. Sie hatte uns nicht so bald erblikt, als sie ihre reinliche Schürze ausleerte, und uns mit der liebenswürdigsten Gefälligkeit in die Stube führte. Ihre Eltern, denen alte, deütsche Redlichkeit aus Mund und Augen sprach, drükten uns kräftig die Hände, und hiessen uns freündlich willkommen. In-

niglich fühlte ich es, daß ich mit dem Mädchen, die mich gestern am Zaune so fest hielt, jezt in Einer Stube seyn konte. Ich hatte das unschäzbare Glük, neben ihr zu sitzen, und von ihren schönen Händen mit Speise und Trank versorgt zu werden. Alles, was sie mir vorsezte, schmekte mir so gut, daß ich für die zwei Fasttäge, die sie mir gemacht hatte, nun hinlänglich entschädigt ward. Ihre Reden verriethen einen guten, gesunden Menschenverstand, den sie mit Lesung guter Bücher muß ausgebildet haben. Sie ist keine blendende Schönheit; aber sie hat ein hübsches, niedliches Gesichte, das jedermann für sie einnimmt. Die Teile sind, einzeln genommen, nicht vollkommen regelmäsig; aber im Ganzen paßt alles so vortreflich zusammen, daß ihr vielleicht eine größere Regelmäsigkeit schaden möchte. Sie hat nicht die sogenante noble, bleiche Farbe, die ein Zeichen des vornemen Standes seyn soll. So trug man, um Geschmak zu haben, vor einiger Zeit Spitzen, denen man eine gewisse Art von Schmuz anraücherte. — Ihre frischen, rosigen Wangen zeügen von dauerhafter Gesundheit. Ihre Augen haben die

Blaüe

Blaue des Himmels, den ich auch immer darin finde. Um eine kleine Stirn zu haben, braucht sie nicht die Hare ins Gesicht zu kämmen. Bei dem lautesten Lachen zeigt sie weder verdorbene Zähne, noch einen grossen Mund, da andere, um beides zu verbergen, nur halb und mit einem spitzigen Maulchen lachen. Die Röthe ihrer Lippen wird vielmehr durch eine weise Reihe Zähne nur noch erhoben. Sie hat, ausser dem Hukel, vollkommen Malchens Nase. Bald hätte ich das lachende Grubchen im rechten Backen vergessen, das die lieblichste Frölichkeit über ihr ganzes Gesichte verbreitet, und meine Sele, wie die ersten Blicke der Frülingssonne, aufheitert.

Sie ist munter und lustig, und springt singend die Treppe auf und ab. Oft pfeift sie vor Muthwillen; und das klingt meinen Ohren so süsse, wie Philomelens sanfte Töne. Auch von Malchen hörten Sie es gern, und ich verwieß ihr immer das jungenmäsige Pfeifen. Wie geht denn das zu, lieber Sternfeld? — Sie freut sich über den Auf- und Niedergang der lieben Sonne; aber sie schmelzt dabei nicht in Wonnegefül hin, oder besser,

sie stellt sich nicht, als wenn sie hinschmelze. Ich sehe den Wiederschein der Abendröthe lieber auf ihrem holden Gesichte, als am westlichen Himmel. Ihre kleinen Hände sind nicht sammetweich. Die Arbeit hat sie ein wenig gehärtet. Dies fühlt' ich gestern, als sie mir einen derben Patsch auf meine flache Hand gab. Seit dem habe ich keinen Patsch mehr von ihr bekommen können, so sehr ich mich auch darum bemühete. Ich glaube, daß sie sich krank lachte, wenn ich kniend vor ihr hinschmachtete, und sie meine Göttin nente. Heüte standen wir zusammen im grossen Sale und betrachteten eine gemalte Landschaft, auf der Jungen und Mädchen spielten. Sie wunderte sich, daß ich mich immer mit den Mädchen beschäftigte. Diese Anmerkung gefiel mir. Ich glaube gern, daß sie sich darüber wunderte. — Eine ganze halbe Stunde verweilten wir vor dem Bildchen, und zergliederten alles aufs genaueste. Ohne Karolinchen hätte mich Raphaels Verklärung vielleicht nicht einige Minuten aufgehalten. Als ich aber sagte, daß Eins von den Mädchen einen eben so schlanken Wuchs, wie sie, habe, drehete sie sich um, und sprang fort, und ich stand

auf

auf dem öden Sale, wie ein Schazgräber, der den Kessel voll Geld wegen einer unbesonnenen Rede vor seinen Augen verschwinden sieht.

Karolinchen und ihre Eltern wissen seit gestern meine redlichen Absichten. Dies ist auch die Ursache, warum sie mir einen Patsch gab, und mit mir so lang auf dem öden Sale vor dem Bildchen stand. Nach dieser Beschreibung werden Sie sich, lieber Sternfeld, nun nicht mehr wundern, daß ich Karolinchen zu meiner künftigen Frau ausgewält, und zuvor so manches Puzdökchen und gelehrtes Fraunzimmer ausgeschlagen habe. Mädchen, die den größten Teil des Tags am Puztische hinbringen, fürchten, das niedliche Fingerchen am Kochlöffel schwarz zu machen. Der Mann kan nicht Geld genug für schöne Kleider auftreiben, und muß dabei mit einer verdorbenen Malzeit vorlieb nehmen. Wer weiß, ob unser Zalmeister die Kasse angegriffen hätte, wenn seine Frau keine Puzdocke wäre? Spricht der Mann gegen den grossen Aufwand, dann ist er ein Brummbär, und der weiblichen Erfindsamkeit fehlt es nicht an Ursachen, sich an ihm zu rächen. Gewönlich puzt sich auch die Frau ein Vierteljahr nach der

Hochzeit mehr für andere, als für ihren Mann. Um ihren Puz zu zeigen, besucht sie Gesellschaften und Spazirgänge. Sie nimmt den Mann weniger wegen seiner Person, als aus Etiquete, zum Begleiter mit. — Vor einer gelehrten Frau wolle der gütige Himmel jeden bewahren! Gewönlich sind sie Halbgelehrte, und Sie wissen, was dieses für unerträgliche Geschöpfe sind. Sie haben so viel Empfindsamkeit, daß sie kein Mükchen töden können, und ihre Kinder sehen sie ungerührt in Unsauberkeit vermodern. Haushaltung und Kinderzucht halten sie für zu gemein, als daß sich ihre Weisheit damit abgeben kan. Ihre Nerven sind so schwach, daß ihnen das Schreien der Kinder Vapeurs und Ohnmachten zuzieht.

Wie viel hätte ich Ihnen, lieber Sternfeld, noch von den allmäligen Abstufungen meiner Schüchternheit bis zur Vertraulichkeit mit Karolinchen, oder von dem ersten Begegnen unserer Blicke bis zum derben Handpatsch zu sagen! Mein Kopf ist aber jezt hiezu nicht aufgelegt. Dies sehen Sie auch aus der Unordnung, die in diesem Briefe herrscht. Sie hören zu einer andern Zeit die ganze Geschichte meiner

meiner Liebe; denn ich habe immer bemerkt, daß junge Eheleute dieselbe eben so gern erzälen, als die meisten Alten das Gespräch davon abzubringen suchen. Ich hoffe, daß die Meinige mich noch in den spätesten Jaren vergnügen soll. Jezt fare ich mit zwei raschen Pferden in dem Wagen des dicken Amtmanns zu Karolinchen. In anderthalb Stunden bin ich bei ihr. Denken Sie Sich dieses! Ich weiß, Sie lachen jezt nicht mehr über

Ihren

Freund
L.

Achtzehnter Brief.

Karolinchen ist meine liebe Frau, und ich bin ihr lieber Mann, und wir beide sind, lieber Sternfeld, Ihre herzlichen Freunde, und Sie sind der Unsrige. Wie freue ich mich, daß ich in Liebe und Freundschaft, den schönsten Geschenken des Himmels, hienieden so glüklich war! Wir sind noch auf dem Pachtgute. Malchen ist auch hier. Meine Frau und sie lieben sich, wie Schwestern. Am Hochzeittage ist tapfer getanzt worden. Niemand fehlte, als Sie. Das sagte Malchen zehnmal, und ich fühlte es, obschon ich bei Karolinchen war. So gar meine

alten

alten Schwiegereltern machten ein Tänzchen, und das zwar mit einem ernsthaften zierlichen Anstande. Sie lachten nicht eher, bis sie ausgetanzt hatten, unfehlbar aus Respekt für unsern Ehrentag. Ich kan nun die standesmäsige Stille in solchen Hauptepoken des menschlichen Lebens durchaus nicht leiden. Es kömt mir vor, als wenn die Hochzeit schon vor der Hochzeit hergegangen wäre, und Braut und Bräutigam sich nicht mehr recht freüen könten. Ich sagte Karolinchen so viel Gutes von Ihnen, daß sie sehnlich wünscht, Sie zu sehen. Wenn Sie uns doch hier auf unserm Gute besuchten! Das wäre eine Fülle von Seligkeit! Wer kan aber diese auf unserer Erde hoffen? Auch Malchen ist hier ungemein vergnügt. Sie wird sich, wo nicht immer, doch die meiste Zeit bei uns aufhalten. Vielleicht werde ich gar ein Bauer. Das ist der natürlichste und folglich der beste Stand. Reine Luft, einfache Speisen und körperliche Arbeit erhalten Leib und Sele gesund. Eben jezt kommen Karolinchen und Malchen, und rufen mich zu einem Spazirgang ab. Karolinchen fragte mich, ob Sie noch nicht verheürathet wären? Sie läßt Ihnen sagen, daß Sie sich bald dazu entschliesen sollten, denn alte Jungfern und Herren stifteten gern Mißheürathen. Sehen Sie, was ich für ein kluges Karolinchen habe! Leben Sie wol, und glauben Sie, daß ich im heiligen Ehestande nicht weniger, als zuvor, bin

Ihr

Freünd
L.

K. B. STUDIEN BIBLIOTHEK IN PASSAU

Staatl. Bibliothek Passau

Mhg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lindner, ...

Lindners Briefe an Sternfelden

S.l. 1788

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/Mhg (b) 43
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11344314-0